

1 Nachbarschaftsforschung

Um den Forschungsgegenstand ›Nachbarschaft‹ besser fassen zu können, gilt es vorerst den Begriff zu klären. Der Nachbarschaftsforscher Bernd Hamm schrieb:

»Kaum ein anderer Beziehungstyp macht den wechselseitigen Zusammenhang zwischen sozialer und räumlicher Organisation von Gesellschaft so konkret, so elementar und so unmittelbar erfahrbar wie die Nachbarschaft.« (Hamm 1998, 172)

Zugleich sah er in der »Alltäglichkeit und Banalität« des Begriffs einen Grund dafür, dass der Nachbarschaft in den Sozialwissenschaften nur »mäßige Aufmerksamkeit zuteil wird« (ebd.). Die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung und insbesondere die Stadtgeschichte haben sich zwar verschiedentlich mit dem Nachbarschaftskonzept beschäftigt, es ist daraus aber keine allgemein umfassende Theorie der Nachbarschaft hervorgegangen, sondern vielmehr eine Vielzahl an theoretischen Konzeptualisierungen und empirischen Studien (vgl. Bartmann/Dürr 2011, 13; Schnur 2012, 451). Wer sich einen Überblick über den Forschungsstand verschaffen will, muss sich demnach durch einen ›Dschungel‹ an Deutungs- und Definitionsansätzen bewegen. Auf diesem Weg wird eines relativ schnell deutlich: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nachbarschaftsbegriff erfolgte unterschiedlich intensiv und hat immer wieder neue Aspekte beleuchtet. Eine Mehrzahl der Arbeiten konzentriert sich auf den Beginn des 20. Jahrhunderts, dann auf die 1960er- und 1970er-Jahre und auf die Jahre seit der Jahrtausendwende. Diese drei Phasen stehen im engen Zusammenhang mit urbanen und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungs- und Wandlungsprozessen. Um 1900 wuchsen viele Städte stark an und erfuhren während des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Nachkriegsjahrzehnten teilweise fundamentale Transformationen. Gegenwärtige soziale Veränderungen und Neupositionierungen des Urbanen scheinen sich erneut auf eine zunehmende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Nachbarschaftsthematik auszuwirken.

Die Nachbarschaftsforschungen nähern sich dem Konzept in der Regel von zwei verschiedenen Betrachtungsebenen. Während die einen Forschungsansätze von den lokalen Strukturen ausgehen und Nachbarschaft vorerst als stadtstrukturelle Einheit und/oder räumlich verortete Gemeinschaft (bzw. *community*) thematisieren, fokussieren andere Studien stärker auf die AkteurInnen, das soziale Handeln und die Beziehungen von Nachbarinnen und Nachbarn in ihrem Wohnumfeld. Die erste Perspektive ist insbesondere im angelsächsischen Diskurs zur *neighborhood* – gerade auch in der Stadtplanung – zu finden.¹ Mit der zweiten Perspektive wird (im Sinne des englischen Begriffs *neighborliness*) der Blick auf die subjektiv erlebte soziale und interaktive Herstellung und Ausgestaltung von Nachbarschaft in Haus, Siedlung und Quartier gerichtet.² Diese Betrachtungsebenen sind jedoch nicht scharf voneinander zu trennen, sondern stellen eher Gewichtungen innerhalb eines Kontinuums dar. Denn das Charakteristische am Nachbarschaftsbegriff ist gerade, dass er diese beiden Bedeutungsdimensionen in sich vereint. Nachbarschaft bedarf zwar einer baulich-räumlichen Struktur und Anbindung, muss aber auch immer wieder aktiviert werden (vgl. Hengartner 1999, 287; Laurier et al. 2002). Es handelt sich um ein relationales Konzept (Wietschorke 2012, 93; Reutlinger et al. 2015, 244), das sich sowohl auf die tatsächlichen oder potentiell möglichen sozialen Beziehungen und Vernetzungen nahebei Wohnender bezieht, als auch auf das sich daraus bildende Bewusstsein eines über räumliche Nähe definierten Kollektivzusammenhangs (vgl. Hamm 1973, 15; Flade 2006 (1987), 81).

Die drei wissenschaftlichen Konjunkturphasen der Nachbarschaftsforschung dienen im Folgenden als Strukturierungshilfe, um die Geschichte und Theorie des Begriffs zu beleuchten und dessen Verhältnis zu gebauten Großstrukturen besser zu verstehen.

1.1 DIE ANFÄNGE DER NACHBARSCHAFTSFORSCHUNG

Die Anfänge der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Nachbarschaften haben eine Basis gelegt, die das Verständnis des Konzepts bis heute prägen. Vor dem Hintergrund der urbanen Transformationsprozesse um 1900 wurde Nachbarschaft insbesondere mit meist normativ besetzten Konzepten von Gemeinschaft

-
- 1 So ist etwa in *The Cambridge Dictionary of Sociology* folgende Begriffsbestimmung zu lesen: »Neighborhood is a largely undertheorized and commonsense term referring to urban locales based on residential proximity« (Rey 2006, 413).
 - 2 In diesem Sinn definiert der Soziologe Bernd Hamm Nachbarschaft als: »eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren« (Hamm 1973, 18).

(bzw. *communities*), Solidarität und Unterstützung von Menschen im lokalen Wohnumfeld verknüpft. Bereits in den Anfängen wurde deutlich, dass sich mit dem Nachbarschaftskonzept unterschiedliche wissenschaftliche Intentionen verfolgen lassen. Während die einen Zugänge zur wissenschaftlich-theoretischen Begriffsentwicklung beitragen, wirkten andere in die Praxisfelder von Städtebau und -planung ein.

1.1.1 Etymologie des Begriffs

Der Begriff Nachbar lässt sich aus dem Althochdeutschen *nahgibur(o)* herleiten, das (wie auch das Englische *neighbour*) seinen Ursprung im Westgermanischen *naehwa-gabur(on)* hat. Das Wort *gibur* wurde im Althochdeutschen sowohl für die Bezeichnung eines Landmanns oder Bauern verwendet als auch für einen Mitbewohner, denn *bur* bedeutete soviel wie Haus oder Wohnort. *Nahgibur* bezeichnete also denjenigen, der nahebei wohnte bzw. verwies auf einen Mitbewohner der Dorfgemeinschaft (vgl. Kluge 2002, 97; 642; Köbler 1993, 811; Duden 2007, 548; Vierecke 1972, 15; Hamm 1973, 14).³

1.1.2 Nachbarschaft als Gemeinschaft

Das gemeinschaftliche Leben in dörflich-ländlichen Strukturen diente lange als *die* Hintergrundfolie, um Nachbarschaft sozialwissenschaftlich zu thematisieren. Eine wichtige Grundlage für die Logik Nachbarschaft als Gemeinschaft zu konzipieren, hat Ferdinand Tönnies in seinem 1903 verfassten soziologischen Klassiker *Gemeinschaft und Gesellschaft* gelegt. In diesem Werk skizziert er die Nachbarschaft – neben der Verwandtschaft und der Freundschaft – als eine der drei ursprünglichen Formen der »Gemeinschaft« (Tönnies 1912 (1903), 17). Der soziale Zusammenhalt der »Gemeinschaft« zeichnet sich für Tönnies – antagonistisch zur »Gesellschaft« – in erster Linie durch das »organische« rurale Leben, das »Miteinander-Verbundensein« und die vertraute Kenntnis voneinander aus. Die Nachbarschaft sei im spezifischen durch geteilte Interessen und den gemeinsamen geografischen Ortsbezug bedingt, organisiere sich rechtlich – etwa im Sinne der Allmende – gemeinschaftlich und reproduziere sich gerade im Fall von temporärer Abwesenheit durch ritualisierte Routinen:

»Nachbarschaft ist der allgemeine Charakter des Zusammenlebens im *Dorfe*, wo die Nähe der Wohnstätten, die gemeinsame Feldmark oder auch bloße Begrenzung der Äcker, zahlreiche

3 Erst im Mittelalter wurde ›Bauer‹ (aus ahd. *gibur*, mhd. *gebur*) zu einer Berufs- und Standesbezeichnung.

Berührungen der Menschen, Gewöhnung an einander und vertraute Kenntnis von einander verursacht; gemeinsame Arbeit, Ordnung, Verwaltung notwendig macht; die Götter und Geister des Landes und Wassers, welche Segen bringen und Unheil drohen, um Gunst und Gnade anzuflehen veranlasst. Durch Zusammenwohnen wesentlich bedingt, kann diese Art der Gemeinschaft doch auch in Abwesenheit sich erhalten, obschon schwerer als die erste Art [der Verwandtschaft], und muss alsdann um so mehr in bestimmten Gewohnheiten der Zusammenkunft und heilig gehaltenen Bräuchen ihre Stütze suchen [Herv. i.O.].« (Tönnies 1912 (1903), 18)

Das Bild, das Tönnies von der Nachbarschaft zeichnet, entspricht im Wesentlichen der historischen Darstellung des Lebens in einem vorindustriellen Dorf und bezieht sich in diesem Sinn auf eine »räumlich umgrenzte Gemeinschaft mit geschriebenen oder mündlich tradierten Regeln und Ordnungen, die normativen Charakter hatten und so das Zusammenleben regulierten« (Engelhard 1986, 25). Neben der persönlichen Bekanntschaft aller mit allen, der gemeinsamen Teilhabe an Bräuchen und geselligen Anlässen wie auch der starken sozialen Normierung und Kontrolle wurde in diesem Kontext das soziale Zusammenleben maßgeblich durch die ökonomische Situation bestimmt. Nachbarinnen und Nachbarn waren meist zwangsläufig aufeinander angewiesen und hatten Hilfe in Notlagen zu leisten (Hamm 1973, 32ff, 38).

1.1.3 Solidarität und Nothilfe

Max Weber hat einige Jahre nach Tönnies in seinem Grundlagewerk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1921/22) Nachbarschaft als »jede durch räumliche Nähe [...] gegebene chronische oder ephemere Gemeinsamkeit der Interessenlage« (Weber 1972 (1921/22), 215) beschrieben und die Nothelfer-Funktion von NachbarInnen hervorgehoben:

»Nachbarschaft bedeutet praktisch, zumal bei unentwickelter Verkehrstechnik, Aufeinander-angewiesensein in der Not. Der Nachbar ist der typische Nothelfer und ›Nachbarschaft‹ daher Trägerin der ›Brüderlichkeit‹ in einem freilich durchaus nüchternen und unpathetischen, vorwiegend wirtschaftsethischen Sinne des Wortes.« (ebd., 216)

Weber entmystifiziert das Prinzip der Solidarität und betont den interessengeleiteten Charakter des nachbarlichen Unterstützungssystems. Hilfe wird in erster Linie geleistet, weil man selbst auch immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Dieses gegenseitige Aufeinander-Angewiesen-Sein tariert nach Weber bis zu einem gewissen Maße auch soziale Differenzen oder Machtbeziehungen im Wohnumfeld aus. Denn auch der »ökonomisch Prominente und Übermächtige« komme »immer wieder in die Lage [...] auf den guten Willen seiner Umwelt angewiesen zu sein«

(ebd., 216). Das Bild eines harmonischen gemeinschaftlichen Miteinanders kann demnach als Mythos verstanden werden. Ging doch die Solidarität, die traditionell unter Nachbarinnen und Nachbarn verlangt wurde, immer auch mit Abhängigkeitsverhältnissen und Konflikten einher. Die nachbarschaftliche Solidarität hat dabei – so Bernd Hamm – gerade auch im Konfliktfall eine integrierende Funktion für das Kollektiv gehabt, etwa indem abweichendes Verhalten von breit akzeptierten Normen mit der Verweigerung einer erbetenen Hilfeleistung sanktioniert werden konnte (vgl. Hamm 1973, 45). Mit Bezug auf Weber betont Hamm, dass »der Wandel im Charakter der Nachbarschaft immer auf dem Hintergrund des Wandels der ökonomischen Verhältnisse zu sehen« sei (ebd., 38). Mit der Industrialisierung und zunehmenden Arbeitsteilung, dem Entstehen der modernen Marktwirtschaft, der »wachsenden Verfügung über technische Hilfsmittel und dem vermehrten möglichen Rückgriff auf anonyme Risikoträger wurde der Haushalt unabhängiger von der Hilfe der Nachbarn« (ebd., 45). Die nachbarschaftliche Selbsthilfe verlor zunehmend an Bedeutung. Das Aufblühen des Vereinswesens gegen Ende des 19. Jahrhunderts trug außerdem dazu bei, dass die Geselligkeit mehr und mehr von nachbarschaftlich organisierten Feiergemeinschaften ausgelagert wurde (Engelhard 1986, 1).

1.1.4 Normativität und Großstadtkritik

Vorstellungen von Gemeinschaft und Solidarität – wie auf dem Dorf – waren und sind bis heute als normative Setzungen wirksam in der Konzeptualisierung von Nachbarschaft. Dies ging von Anfang an meist mit einer Verklärung der Nachbarschaftsidee und einer grundlegenden Kritik an städtischen Großstrukturen einher. Eine Logik, die sich bis heute in Diskursen zum sozialen Leben in Großüberbauungen widerspiegelt.⁴

Eine wichtige Grundlage dieses Denkens kann in der Großstadtkritik gesehen werden, die um 1900 breitenwirksam aufgegriffen wurde und als Reaktion auf den, mit der Industrialisierung einsetzenden, tiefgreifenden sozio-ökonomischen Wandel und im Hinblick auf das rapide Wachstum der Städte diskutiert worden ist. Wichtige Beiträge zu diesem Diskurs haben – neben der Gemeinschafts-/Gesellschafts-Gegenüberstellung von Tönnies – etwa Wilhelm Heinrich Riehl in *Land und Leute* (1854) sowie Georg Simmel in *Die Großstädte und das Geistesleben* (1903) formuliert. Riehl beschrieb im Sinn der romantischen Stadtkritik die »Künstlichkeit«, »Naturwidrigkeit«, »Monstrosität«, »Vereinzelung« und fehlende »Originalität« der stark anwachsenden Großstädte im Gegensatz zum »natürlichen« Leben auf dem Land oder in Kleinstädten (Riehl 1854, 67ff). Georg Simmel sah in seinem, die Stadtsoziologie fundierenden, Text im Großstadtleben »einen tiefen Gegensatz ge-

4 Vgl. Kap. I 1.3.

gen die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes« (Simmel 1998 (1903), 120).⁵ Solche Erklärungsansätze trugen dazu bei, dass im Rahmen der Großstadtkritik die Vorstellung vom natürlichen Landleben und der solidarischen dörflichen Nachbarschaft als Gegenbild zu den Problemen der Großstadt – den miserablen Lebens- und Wohnbedingungen des Proletariats und der (vermeintlichen) menschlichen Isolation, Entfremdung und Anonymität – aufgegriffen wurde (vgl. Pfeil 1972, 38ff; Hamm 1973, 20ff; Schäfers 2006, 135f).

Wirksam wurde diese Idealisierung von Nachbarschaft insbesondere in Sozialreform-Bewegungen, die die Armutseffekte in den Arbeitervierteln und die großstädtische Segregation durch eine gezielte Steuerung von Nachbarschaft abzumildern versuchten, wie Jens Wietschorke am Beispiel der Settlement-Bewegung darlegt (Wietschorke 2012, 96ff).⁶ Die Vorstellung von nachbarschaftlicher Solidarität und Gemeinschaft wurde in diesem Zusammenhang zu einem normativen und sozialerzieherischen Prinzip, das mit der Forderung nach Maßnahmen zur »sozialen Durchmischung« verknüpft wurde, wobei damit konkret die »Ansiedelung von Angehörigen der gebildeten Mittelschicht« (ebd., 98) in die benachteiligten Quartiere gemeint war. Im sozialpolitischen Diskurs um Schweizer Großsiedlungen aus den 1960er- und 1970er-Jahren wird diese Argumentation heute weniger auf soziale als auf kulturelle und ethnische Differenzierungen adaptiert.⁷

Die Vorstellung von Nachbarschaft als strukturell definierbarer Wohnumgebung einer Gemeinschaft wurde hauptsächlich von zwei Zugängen aufgenommen und weiterentwickelt: der ethnografischen Stadtforschung zum einen und der Stadtplanung zum anderen (vgl. Evans/Schahadat 2012, 19). Für beide war die Auseinandersetzung mit den zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark wachsenden und sich

5 Die Erhöhung des Tempos, der Stimuli, der gesellschaftlichen Vielfalt in der Großstadt trage zu einer »Steigerung des Nervenlebens« (Simmel 1998 (1903), 119) bei; das Vorrherrschen der Geldwirtschaft (im Unterschied zu der auf dem Land noch eher verbreiten Tauschwirtschaft) führe zu einer »reinen Sachlichkeit« (ebd., 121) des menschlichen Handelns.

6 Die Settlement-Bewegung breitete sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von England zuerst in die USA und dann in den deutschsprachigen Raum aus. Die soziale Segregation des Proletariats sollte mittels zweierlei Initiativen reduziert werden: zum einen durch die Gründung von »settlement houses« oder »Volksheimen«, die »den Geist bürgerlicher Kultur ausstrahlen« sollten und zum anderen durch die Förderung der »sozialen Durchmischung«, von der man sich »zivilisierende« Effekte auf die Arbeiterschaft versprach (Wietschorke 2012, 98).

7 Vgl. Kap. III 6.3.

verändernden Großstädten ebenfalls fundamental. Beide sind im US-amerikanischen Kontext verortet.

1.1.5 Urban neighborhoods: die Chicagoer Schule

Die *Chicago School of Urban Sociology*, die bis heute als einflussreichste Strömung der Stadtforschung angesehen werden kann (Lindner 2004, 16), hat bei der Konzeptualisierung von Nachbarschaften als urbane lokalisierbare Gemeinschaften eine grundlegende Rolle gespielt.⁸ Im programmatischen Grundsatzartikel *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment* (1925) beschreibt Robert Ezra Park die Stadt als Struktur, die sich im Zusammenspiel von physischer und kultureller (bzw. »moralischer« wie er es nennt) Organisation gestaltet und immer wieder verändert und als solche ein Produkt der »menschlichen Natur« sei (Park 1970 (1925), 4). Diese dynamische Perspektive und die Bezugnahme auf ökologische Termini sind handlungsleitend in der Art und Weise, wie die Chicagoer Soziologen die Verteilung und Organisation von sozialen Gruppen im Stadtraum betrachten. Die Stadt ist in ihrem Verständnis ein Mosaik von kleinen Welten mit einer kohärenten Sozialorganisation, die räumlich verortet sind und sich berühren, aber nicht überlappen (ebd., 40). Mit der Vorstellung von »natürlichen« Umgebungen bzw. *natural areas* in der Stadtstruktur verweist Park darauf, dass die Organisation im urbanen Raum Prozessen zuzuschreiben sind, die eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen und als solche weder geplant noch kontrolliert werden. Er hebt insbesondere die Bedeutung von ökonomischen Prinzipien wie Landpreis, Arbeitsteilung, Konkurrenz und Mobilität hervor. Die *natural areas* werden zu »kulturellen« Settings, die durch spezifische Traditionen, Gewohnheiten und Normensysteme ihrer BewohnerInnen geprägt sind und als solche Transformationsprozessen unterliegen:

»In the course of time every section and quarter of the city takes on something of the character and qualities of its inhabitants. Each separate part of the city is inevitably stained with the peculiar sentiment of its population. The effect of this is to convert what was at first a mere geographical expression into a neighborhood, that is to say, a locality with sentiments, traditions, and a history of its own.« (Park 1970 (1925), 6)

Die Nachbarschaft ist für Park die kleinste lokale Einheit in der Stadt, »the simplest and most elementary form of association with which we have to do in the organiza-

8 Der Begriff Nachbarschaft wird hier direkt vom englischen *neighborhood* übersetzt, wo bei im deutschen Sprachgebrauch in diesem Sinn teilweise auch die Begriffe »Stadtviertel« oder »Quartier« verwendet werden.

tion of city life« (ebd., 7). Park unterscheidet dabei die *neighborhoods* von einer anderen urbanen Organisationsform, derjenigen der *segregated areas*. Die Nachbarschaft beruht nach Park auf Nähe und sozialen Kontakten. Sie existiert ohne formale Organisation, sondern bildet sich vielmehr spontan, um den lokalen Eigenschaften und Interessen – auch als Grundlage der politischen Partizipation und Kontrolle – Ausdruck zu geben (ebd., 7). Die segregierten Gegenden haben demgegenüber einen größeren und hinsichtlich der ›Exklusivität‹ bestimmter Bewohnergruppen verfestigteren Charakter, wobei Park mit Bezug auf den US-amerikanischen Kontext seiner Zeit auf Stadtviertel verweist, in denen Menschen derselben Einwanderergruppe bzw. sozialen Schicht zusammenleben wie etwa *Chinatown*, *Little Sicily* oder die *Gold Coast* von Chicago. Die Nähe und Solidarität von lokalen Nachbarschaften sind nach Park Bestandteil dieser Gegenden und werden insbesondere in benachteiligten Stadtteilen intensiviert (ebd., 9f). Die humanökologische Analyse der räumlichen Verteilung von Bevölkerungsgruppen in der Stadt wurde von Ernest W. Burgess (einem Schüler und Kollegen von R.E. Park) ausgearbeitet, wobei er insbesondere kartografische Methoden anwandte (Burgess 1970 (1925)). Ausgehend von Parks und Burgess' konzeptuellen Einrahmungen zeichnete sich die Chicagoer Stadtsoziologie insbesondere durch ihre reichhaltigen Ethnografien aus, die sich den alltäglichen Besonderheiten spezifischer urbaner Lebenswelten widmeten.⁹ Der Fokus lag meist auf der Erforschung von »anderen«, oft marginalisierten Welten in der Stadt, den *neighborhoods* der ethnisch, kulturell und sozial Anderen, der Armen und Außenseiter (Lindner 2004, 115). Verschiedenes wurde am Chicagoer Ansatz kritisiert.¹⁰ Wichtig ist es, hervorzuheben, dass das Nachbarschaftsverständnis der Chicagoer Stadtforschung in US-amerikanischen Städten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand, das heutigen, meist pluralistischeren Ausformungen nicht mehr entspricht (Gottdiener/Budd 2005, 93). Dennoch haben die Chicagoer Soziologen Pionierarbeiten geleistet, die die Stadtforschung bis heute grundlegend beeinflusst, und vielen WissenschaftlerInnen als Inspirationsquelle gedient haben.¹¹ Ge-

9 Prägend für die Ausrichtung dieser Studien war die journalistische Reportage-Erfahrung nach R.E. Park, bei der es in erster Linie um ein unvoreingenommenes ›Sehen‹ bzw. die Orientierung an der Prämisse ging: »Go into the district, get the feeling, become acquainted with people« (zit.n. Lindner 2007 (1990), 50ff).

10 So etwa die Analogie mit der Pflanzenökologie oder die Kartografierung und Generalisierung von ›natürlichen‹ Gegenden, die als solche nie existiert, und teilweise Problemgebiete auch erst definiert und konstruiert haben (Lindner 2004, 144). Nicht unproblematisch ist auch die Tendenz diese Welten als isolierte Einheiten zu betrachten oder gegenüber Themen der Mittelschicht blind zu sein (vgl. Hannerz 1980, 57).

11 So etwa die Park-Schüler Everett C. Hughes und Herbert Blumer, die – mit Bezug auch auf G.H. Mead – den ›symbolischen Interaktionismus‹ fundierten und die wiederum das

rade der ethnografische Zugang zur möglichst unvoreingenommenen Erforschung des Alltagslebens einer spezifischen urbanen *neighborhood* oder *community* hat sich in einer Vielzahl von Arbeiten niedergeschlagen und wirkt auch in der Ausrichtung dieser Forschungsarbeit nach.

1.1.6 Stadtplanung und das Konzept der Neighborhood-Unit

Eine andere Logik ist in Zugängen der Stadtplanung zu sehen, die Nachbarschaft(en) als quantitativ bestimmbar, strukturelle Größe vordefiniert, und als solche auch in die Städtebau-Praxis aufgenommen haben. Als grundlegend wichtige Figur in diesem Diskurs fungierte der Planer C.A. Perry, der 1923 die Idee der *neighborhood-unit* entwickelte. Er konzipierte diese als ein räumlich – etwa durch größere Durchgangsstraßen – begrenzter Stadtteil in der Größe eines Grundschulbezirks (ca. 3500 bis 5000 Personen), der neben den Wohnbereichen über zentral gelegene (Dienstleistungs-)Institutionen und lokale Läden verfügt und von offenen Park- und Erholungsflächen sowie einem internen Straßensystem durchzogen werden sollte (Perry 1966, 95). Perrys Organisationsschema war zwar in erster Linie technischer Natur, sah Nachbarschaft aber auch als sozialen Zusammenhang (vgl. Wietschorke 2012, 109) und war vom Anspruch getragen, »Größe durch Gliederung zu überwinden« bzw. »die Stadt in überschaubare und erlebbare Einheiten« aufzuteilen (Pfeil 1972, 343f). Dies sollte auch zur Ortsbindung beitragen (vgl. Perry 1966, 108). Die Idee der Organisation der Stadt auf der Basis von funktionellen Nachbarschaften war nicht vollkommen neu. Als wichtiger Vordenker gilt der britische Stadtplaner Ebenezer Howard, der um 1900 mit seinem Gartenstadt-Konzept die Idee von aufgelockerten städtischen Einheiten im Grünen in die Stadtplanung einbrachte (Klages 1958, 20ff).¹²

Perrys Vorstellungen wurden im siebten Band des New Yorker Regionalplans von 1929 im Detail ausgeführt und flossen 1933 auch in die Charta von Athen ein, die als Grundlage der funktionalistischen Stadtplanung bis in die 1960er-Jahre hin ein vielerorts für neu zu errichtende Stadtteile verwendet wurde (Häußermann/Siebel 2004, 110; Wietschorke 2012, 109). In den USA wurde die *neighborhood-unit* zur typischen kommunalen Organisationsform (Hamm 1973, 53). Perrys Ansatz wurde aber auch international breit aufgenommen und »vom Denkbild

Denken von Soziologen wie Erving Goffman, Howard Becker oder Anselm Strauss prägten (vgl. Hannerz 1980, 58).

12 Die Chicagoer Soziologen sollen die soziale Dimension von Perrys Nachbarschaftsverständnis beeinflusst haben. Zudem lässt sich eine Linie zum amerikanischen Sozialtheoretiker C.H. Cooley (1909) ziehen, der Nachbarschaft als Primärgruppe, die auf Face-to-Face-Kontakten beruhe, definierte (Hamm 1973, 11f).

her, ohne Erdenschwere« (Pfeil 1972, 345) in den angelsächsischen Ländern, in Deutschland, Holland, Schweden, teilweise auch in Frankreich und in der Schweiz (mit Burckhardt et al. 1955) rezipiert.¹³

1.2 KRITIK UND REKONZEPTUALISIERUNG

So einflussreich die Idee der *neighborhood-unit* für den Städtebau gewesen sein mag, so groß war auch die Kritik, die – breitenwirksam erst beinahe 40 Jahre nach ihrer Entstehung – formuliert worden ist. Es war eine Zeit, in der in vielen Städten teils fundamentale Umgestaltungen und Re-Dimensionierungen vorgenommen wurden. Die Kritik an den einflussreichen Planungsinstanzen hat auch dazu beigebracht, dass sich in den 1960er- und 1970er-Jahren verschiedene sozialwissenschaftliche Studien intensiv mit dem Nachbarschaftsbegriff auseinandersetzen. Die Nachbarschaftsforschung hat dadurch nicht nur an Auftrieb gewonnen, sondern auch eine Neuausrichtung erfahren. In den Fokus gerieten zunehmend die lebensweltlichen und sozialen Handlungs- und Beziehungsgefüge von Menschen im Wohnumfeld.

1.2.1 Stadt- und Nachbarschaftsplanung anders denken

Grundlegend wichtig in diesem Diskurs ist Jane Jacobs, die in *The Death and Life of Great American Cities* (1961) als eine der glühendsten Kritikerinnen der damaligen Stadtplanung das Ideal der geplanten Nachbarschaft als in sich abgeschlossene, nach innen gerichtete, vermeintlich urbane Insel in Frage stellte. Diese Vorstellung würde der Fluidität, Dynamik und Mobilität des Großstadtlebens nicht gerecht werden (Jacobs 2011 (1961), 149ff), sondern imitiere vielmehr kleinstädtische und dörfliche Idealbilder, die als Kontrollinstrument für Behörden zwar attraktiv seien, aber wenig mit dem ›realen Leben‹ zu tun hätten:

»Neighborhood is a word that has come to sound like a Valentine. As a sentimental concept, ›neighborhood‹ is harmful to city planning. It leads to attempts at warping city life into imitations of town or suburban life [...]. It is fashionable to suppose that certain touchstones of the good life will create good neighborhoods – schools, parks, clean housing and the like. How easy life would be if this were so! How charming to control a complicated and ornery society by bestowing upon it rather simple physical goodies. In real life cause and effect are not so simple« (Jacobs 2011 (1961), 146).

13 Ausführlich zur Rezeptionsgeschichte vgl. Pfeil 1972, 345ff.

Jacobs plädiert dafür, städtische Nachbarschaften als »mundane organs of self-government« (ebd., 153) zu erfassen.¹⁴ Hierzu müsse der Fokus vielmehr auf die alltäglichen Netzwerke und Beziehungsmuster in der Stadt gerichtet werden (ebd., 174ff).

Im deutschsprachigen Raum wurde diese Argumentation Ende der 1960er-Jahre aufgenommen. Hans Paul Bahrdt kritisiert in *Humaner Städtebau* (1969) einerseits den Widerspruch, von einer Face-to-Face-Gemeinschaft auszugehen, obwohl das Konzept der Nachbarschaftseinheit zu groß sei, dass jeder jeden kenne. Die Größenordnung eines Grundschulbezirks sei andererseits wiederum zu klein, um ein soziales und kulturelles Eigenleben zu garantieren (Bahrdt 1969, 101). Bedeutsamer als das planerische Konstrukt der Nachbarschaftseinheit sei der gelebte Raum der engeren Umgebung, der subjektiv – je nach Lebensalter und sozialer Schicht unterschiedlich genutzte – Versorgungs- und Aktionsbereich (vgl. Pfeil 1972, 349). Mit planerisch vorgegebenen Raumeinheiten könne keine gemeinschaftsbildende Kraft erzeugt werden, weil diese nur Chancen für nachbarschaftliche Sozialbeziehungen biete, sie aber nicht bedinge oder intensiviere (Vierecke 1972, 14; 68).

Generell ging es in diesem Diskurs um eine Perspektivverschiebung: weg vom deterministischen *Soll* der Stadt- und Nachbarschaftsplanung hin zum *Ist* der unterschiedlichen Verhaltensweisen und Wahrnehmungen (in) der Stadt. Neben diversen aktionsräumlichen Studien, die sich mit der Alltagsmobilität und den Aktivitätsmustern unterschiedlicher Bewohnergruppen in spezifischen Stadtvierteln oder Nachbarschaften befasst haben,¹⁵ nahmen sich insbesondere auch perzeptionstheoretische Ansätze diesem Anliegen an (Schnur 2008b, 27). Einen wegweisenden Beitrag zu Letzterem stellt Kevin Lynchs Klassiker *The Image of the City* (1960) dar. Lynch fokussiert auf die Wahrnehmungen und mentalen Bilder von spezifischen urbanen Settings mittels kartografischer Darstellungen bzw. *mental maps* aus der Perspektive von BewohnerInnen. Im Zentrum des Interesses steht die »Lesbarkeit« der städtischen Landschaft. Eine gute Vorstellbarkeit trage nach Lynch nicht nur zur spezifischen Wahrnehmung, sondern auch zur Qualität einer Stadt bei und fördere Orientierung, Sicherheitsgefühl und Identifikation mit einem Viertel bzw. einer Nachbarschaft (Lynch 1960, 1-13; 46ff). Verschiedenes wurde an Lynch kriti-

14 Jacobs weist darauf hin, dass es insbesondere drei Größenordnungen von städtischen Nachbarschaften seien, die nach diesem Verständnis Sinn machen würden: 1) Straßen, 2) Bezirke und 3) Städte als Ganzes, wobei insbesondere die kleinste Dimension der »street neighborhoods« einer Stadt Stabilität gebe (Jacobs 2011 (1961), 153; 174).

15 Eine Grundlagearbeit hat Stuart F. Chapin mit *Human Activity Patterns in the City* (1974) geleistet. Eine Übersicht zu den Aktionsraumstudien und deren Bedeutung für die Quartiersforschung findet sich bei (Schnur 2008a, 40ff).

siert.¹⁶ Sein Ansatz ermöglicht es aber, Stadtplanung von den lokalen Bedürfnissen der BewohnerInnen aus zu denken und individuelle und kollektive Raumvorstellungen in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen (vgl. Seifert 2011, 181ff).

1.2.2 Subkulturen, Communities, urbane Dörfer

Die Kritik an deterministischen Ansätzen in der Stadtplanung ging mit diversen Forschungsarbeiten einher, die sich mit der kulturellen Vielfalt in der Stadt auseinandersetzen bzw. die Lebensrealitäten von urbanen ›Subkulturen‹ untersuchten (vgl. Schnur 2008a, 37). Viele orientierten sich dabei an den Ethnografien der Chicagoer Schule.¹⁷ Eine einflussreiche Studie legte Herbert Gans mit *The urban villagers* (1962) vor, in der er das italienische Arbeiterviertel im Bostoner Westend untersuchte und das Verhältnis zwischen Ethnizität und Klassenzugehörigkeit analysierte. Mit dem Begriff des »urbanen Dorfs« verwies Gans darauf, dass die von ihm untersuchte – im öffentlichen Diskurs stark problematisierte – *neighborhood* keineswegs den Stereotypen entsprach, sondern über reichhaltige Subkulturen, ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl und intensive Nachbarschaftskontakte verfügte (Häußermann/Siebel 2004, 108; Schnur 2008a, 38). Der Kulturanthropologe Rolf Lindner spricht Gans den Verdienst zu, dass er sich von der damals üblichen Negativ-Rhetorik über Slums oder Ghettos distanziert und dazu beigetragen habe, Begriffe wie *neighborhood* oder *community* als wertfreie Konzepte zu etablieren (Lindner 2004, 168). In England wurde die soziologische Studie *Family and Kinship in East London* (1957) von Michael Young und Peter Willmott zu einem Klassiker, der – zwar nicht mit direktem Bezug zur Chicagoer Schule, doch mit einem ähnlichen ethnografischen Zugang – das Alltags- und Familienleben einer *working class community* im Kontext der mit der sozialen Wohnbaupolitik neu gebauten *housing estates* der Nachkriegszeit erforschte (Young/Willmott 1957).

Zu den *subculturalists* kann auch der Community-Forscher Gerald D. Suttles gezählt werden (Schnur 2008a, 38). In seiner Studie *The Social Construction of Communities* (1972) weist Suttles – durchaus auch im Sinne der Kritik an einer funktionalistischen Stadtplanung – darauf hin, dass es neben der physischen Struk-

16 So etwa die einseitige Fokussierung auf das Visuell-Ästhetische, methodologische Vereinfachungen (etwa hinsichtlich der angewandten Mapping-Techniken) oder auch seine normative Grundhaltung (vgl. Seifert 2011, 129; 156).

17 Zu nennen sind etwa die Klassiker *Street Corner Society* (1943) von William F. Whyte zu einer italienischen *neighborhood* in Boston und der Organisation von lokalen Gangs. Etwas jüngerer Datums weiter *Streetwise* von Elijah Anderson (1990) oder die Studien von Loïc Wacquant (etwa 2006, 2008) zu den ›Ghettos‹ in Philadelphia und Chicago bzw. den Banlieues in Frankreich (Low 1996, 385; Schnur 2008b, 26).

tur einer Stadt immer auch unterschiedliche kognitive Wahrnehmungen derselben gebe:

»There is the cognitive map which residents have for describing, not only what their city is like, but what they think it ought to be like. This cognitive map of the city need not necessarily correspond closely with the actual physical structure.« (Suttles 1972, 21f)

Mit Bezug auf den sozialen Konstruktionscharakter einer lokalen *community* betont er, dass diese als offene Institution verstanden werden müsse (ebd., 268). Nachbarschaft wird nach Suttles in erster Linie durch die Zuschreibungen bestimmt, die von Out- und Insidern definiert werden: »Like the family, the neighborhood is largely an ascribed grouping and its members are joined in a common plight whether they like it or not« (ebd., 35). Die soziale Kohäsion sowie emotionale oder strukturelle Zugehörigkeiten zu einer Nachbarschaft würden gerade im Falle von segregierten Stadtvierteln – bzw. *defended neighborhoods* – über (vorgestellte oder reale) Bedrohungen und Negativzuschreibungen gefestigt (ebd., 33f).

1.2.3 Lebenswelten und Orientierungsrahmen sozialen Handelns

Im deutschsprachigen Raum spiegelt sich »die Fokussierung auf endogene Faktoren und lokale kulturelle Vielfalt auch im Lebenswelt-Ansatz wider« (Schnur 2008b, 27). Mit Bezug auf die Phänomenologie Husserls hat Alfred Schütz wichtige Weichen zur Konzeptualisierung des Lebenswelt-Begriffs gestellt. Die Lebenswelt im Schützschen Verständnis entspricht unserer – räumlich, sozial und zeitlich strukturierten – alltäglichen und als selbstverständlich erfahrenen Wirklichkeit. Sie ist zugeleich auch »eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert« (Schütz/Luckmann 2003, 33). Mit Bezug auf Max Weber, der den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ sozialen Handelns wissenschaftlich fruchtbar gemacht hat, geht es deshalb immer auch um intersubjektive Deutungen dieser Wirklichkeit.¹⁸ So Schütz:

»Die Lebenswelt besteht nicht erschöpfend aus den bloß materiellen Gegenständen und Ereignissen, denen ich in meiner Umgebung begegne. Freilich sind diese ein Bestandteil meiner Welt, jedoch gehören zu ihr auch alle Sinnschichten, welche Naturdinge in Kulturobjekte,

18 Zentrale Prämisse in Webers Theorie des sozialen Handelns ist, dass die handelnden Personen mit ihrem Handeln einen subjektiv gemeinten Sinn verbinden. Dieser sinnhafte Handlungsgrund kann zwar nur vom einzelnen Menschen vorgestellt werden, bezieht sich aber auf das Verhalten von anderen und ist demnach gesellschaftlich und kulturell produziert (vgl. Weber 1972 (1921/22), 1f).

menschliche Körper in Mitmenschen und der Mitmenschen Bewegungen in Handlungen, Gesten und Mitteilungen verwandeln« (Schütz/Luckmann 2003, 31f).

Nachbarschaft kann mit Schütz als Teil der räumlichen Verortung (bzw. in seinen Worten der ›räumlichen Aufschichtung‹) unserer alltäglichen Lebenswelt verstanden werden. Es sind gerade die »Welt in aktueller Reichweite« und die Erfahrungen und »Sinnsschichten« im »Hier« (ebd., 71), in unserem unmittelbaren Wohnumfeld, die in Nachbarschaften zum Tragen kommen. Quartierstudien, die sich auf einen solchen Ansatz beziehen, stützen sich meist auf ethnografische Methoden (Schnur 2008a, 39f). Denn die Lebens- und Sinnwelten sozialer AkteurInnen in den Mittelpunkt der Forschungslogik zu stellen, heißt, sich auf einen verstehenden, ergebnisoffenen Erkenntnisprozess ohne vorbestimmende Kategorien einzulassen. Einen solchen Zugang findet sich etwa in der Studie *Street Life* von Gisela Welz zu einem mehrheitlich von Afro-AmerikanerInnen und Puerto-RicanerInnen bewohnten Stadtteil des New Yorker Bezirks Brooklyn. Welz hat sich 1985 in einem mehrmonatigen Feldaufenthalt als teilnehmende Beobachterin intensiv im Straßenraum ihres *blocks* aufgehalten (Welz 1991, 73), um die Alltagswelt und das Leben auf den Straßen als kulturelle Praxis zu untersuchen und zu beschreiben.

Die funktionalistische Vorstellung einer Nachbarschaft als stadträumliche Einheit wurde im Zuge der Re-Konzeptualisierung des Nachbarschaftsbegriffs also mit reichhaltigen Studien und empirischen Evidenzen widerlegt. Um Nachbarschaften zu verstehen, müsse – so der Konsens der unterschiedlichen Ansätze – vielmehr das soziale Handeln, die Interaktionen, Sinngebungen und Relationen der Menschen in ihrem spezifischen Wohnumfeld in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses gestellt werden (vgl. Engelhard 1986, 58ff; Hengartner 1999, 283f). Bereits Max Weber hat das soziale Handeln in Nachbarschaftsbeziehungen hervorgehoben und als »amorphes, in dem Kreise der daran Beteiligten flüssiges, also ›offenes‹ und intermittierendes Gemeinschaftshandeln« charakterisiert (Weber 1972 (1921/22), 217). Auch in traditionellen bäuerlichen Kontexten sei das nachbarschaftliche Gemeinschaftshandeln »nicht die Regel, sondern die, sei es auch typisch wiederkehrende Ausnahme«, die im Vergleich zur Hausgemeinschaft viel weniger intensiv und diskontinuierlich erfolge (ebd., 216). Einen ersten Versuch das Nachbarschaftshandeln zu systematisieren hat Helmut Klages vorgenommen, indem er drei Verhaltenstypen voneinander unterscheidet: Erstens das *zeremonielle Verhalten*, der unverbindlichste Typ, zu dem in erster Linie die Befolgung von grundlegenden Anstandsregeln und Konventionen (wie Grüßen oder die Anteilnahme an familiären ›Freud- und Leidereignissen‹) gehört. Das *Solidaritätsverhalten* zeichnet sich nach Klages zweitens durch die Praxis von Ausleihe, gegenseitiger Hilfe und kleinen Gefälligkeiten aus. Der dritte Typ, das *individuelle Kontaktverhalten*, erfolgt nach Klages

eher selten und stark selektiv und umfasst die Aufnahme von bekanntshaftlichen Beziehungen und gegenseitigen Besuchen (Klages 1958, 127).¹⁹

1.2.4 Bernd Hamm: Verhalten, Interaktionen, Beziehungen

Eine im deutschsprachigen Raum grundlegende und systematische Zusammen- schau, die das Augenmerk auf das Handeln und Verhalten von Nachbarinnen und Nachbarn im Wohnumfeld legt, ist Bernd Hamms *Betrifft: Nachbarschaft* (1973). Hamm trägt nicht nur empirisch fundierte Erkenntnisse zusammen, sondern nimmt auch eine (Re-)Konzeptualisierung des Nachbarschaftsbegriffs vor. Laut dem Quartierforscher Olaf Schnur ist es Hamm damit gelungen, die wohl einzige konsistente deutschsprachige Nachbarschaftstheorie dieser Art geschrieben zu haben (Schnur 2012, 454f). Nachbarschaft existiert für Hamm nicht einfach so, sondern wird aktiviert, wenn ein Bedürfnis vorliegt bzw. wird »von den Beteiligten angeknüpft« (Hamm 1973, 93f). Grundlage seiner Nachbarschaftsdefinition sind denn auch die Interaktionen zwischen Nachbarinnen und Nachbarn. Die Interaktion muss nach Hamm nicht unbedingt manifest werden, sondern kann auch bestehen, »wenn lediglich eine latente Bereitschaft zur Aufnahme von Beziehungen vorliegt« (ebd., 74). Der Nachbar oder die Nachbarin ist für ihn eine soziale Position, die nicht erworben, sondern auswechselbar und dem Wohnort zugeschrieben ist. Nachbarschafts- beziehungen gehen demnach nicht von Personen, sondern vom Wohnumfeld aus, in dem man durch seine Wohnung zum Nachbarn bzw. zur Nachbarin wird. Hamm versteht Nachbarschaft als erweitertes Territorium des Haushalts und als soziale Gruppe, die auf Face-to-Face-Kontakten beruht. Explizit widerspricht er der Be- trachtung von Nachbarschaft als Gemeinschaft, da eine solche den Nachbarschafts- begriff ideologisiere. Die Bebauungsstruktur und räumliche Größe einer Siedlung wirken sich nach Hamm auf die Auswahlmöglichkeit der InteraktionspartnerInnen aus, die Art der Nachbarschaftsbeziehungen tangieren sie jedoch kaum. Vielmehr hängt diese von der sozialen Nähe bzw. Distanz der Personen ab. Nach Hamm steigt die Interaktionsdichte mit der Zahl der gemeinsamen Bezugsgruppen (Hamm 1998, 173; vgl. auch Schnur 2012, 455). Denn neben der Nachbarposition stehen wir immer auch in Bezug zu anderen sozialen Gruppen, wobei die unterschiedliche Zahl an Bezugsgruppen unser Nachbarschaftsverhalten prägt (Hamm 1973, 75; Hamm 1998, 174). Hamm differenziert dabei nach sozialer Schicht, Lebensphase, Alter und Geschlecht: Kinder, nicht erwerbstätige Mütter und betagte Menschen verbringen meist viel Zeit in der Wohnung und im unmittelbaren Wohnumfeld und treten dadurch in der Regel auch intensiver in Kontakt mit ihren Nachbarinnen und

19 Diese Typologie wurde in den 1970er-Jahren in der deutschsprachigen Stadt- und Nach- barschaftsforschung breit aufgenommen (vgl. etwa Hamm 1998, 95; Herlyn 1970, 142).

Nachbarn. Gerade für Kinder ist die Nachbarschaft oft *die* räumliche und soziale Umwelt schlechthin (Bahrdt 1969, 110), in der sie auch eine wichtige Rolle bei der Aktivierung von Nachbarschaftskontakten spielen (Hamm 1973, 77; 83; vgl. auch Engelhard 1986, 58; Pfeil 1972, 166; Vierecke 1972, 35). Mit höherem Einkommen, höherer Bildung und beruflicher Stellung nehmen die Anzahl der sozialen Bezugsgruppen einer Person zu und die Bedeutung der Nachbarschaft ab.²⁰ Umgekehrt werden Nachbarschaftsbeziehungen gerade für untere Sozialschichten wichtiger, was Hamm mit verringerten Mobilitätschancen sowie einer zunehmenden Bedeutung gegenseitiger Hilfeleistungen erklärt (Hamm 1973, 77; 93; Hamm 1998, 177). Andere ForscherInnen, die sich Anfang der 1970er-Jahre mit der Nachbarschaftsthematik auseinandergesetzt haben, heben hervor, dass die Art der Nachbarschaftsbeziehungen auch von der Persönlichkeit abhängig ist. Personen, die in ihrem sonstigen Sozialverhalten kontaktfreudig sind, würden auch intensivere Nachbarschaftskontakte leben (vgl. etwa Pfeil 1972, 198; Herlyn 1970, 158). Hamm bleibt bei einer sozialen Argumentation und betont, dass eine Person bei der Auswahl von potentiellen Interaktionspartnern in der Nachbarschaft diejenigen wählt, die ihr sozial näherstehen. Eine homogene Nachbargruppe erhöhe demnach die Intensität nachbarschaftlicher Kontakte (Hamm 1973, 93; Hamm 1998, 173f).

Das Nachbarschaftsverhalten wird maßgeblich durch Konventionen und Normen bestimmt, die nach Hamm einen unterschiedlich verpflichtenden Charakter haben. Er unterscheidet dabei zwischen Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen: Muss- und Soll-Erwartungen sind Minimalanforderungen wie etwa die Einhaltung der Hausordnung, deren Verletzung zu Streitigkeiten führen kann. Demgegenüber ist die Kann-Erwartung – wie beispielsweise genug Distanz zu seinem Nachbarn zu wahren oder nicht neugierig zu sein – weniger bindend (Hamm 1998, 174; vgl. Schnur 2012, 456). Bei einer relativ homogenen Wohnbevölkerung werden die Verhaltenserwartungen von den meisten geteilt, was auch den Konformitätsdruck und die soziale Kontrolle erhöht. In sozial heterogenen Nachbarschaften hingegen treffen meist unterschiedliche Normen, Interessen und Wertvorstellungen zusammen. Dies kann sich auf eine geringere soziale Kontrolle, aber auch auf die Eskalation von Konflikten auswirken (Hamm 1973, 85f). Nach Hamm sind Nachbarschaftskonflikte meist Rollenkonflikte, die umso heftiger ausfallen, »je verbindlicher die Verhaltenserwartungen, die zum Konflikt führen, formuliert sind« (Hamm 1973, 97). Nachbarrollen gehen für ihn aus unterschiedlichen Verhaltenserwartungen hervor (ebd., 89). Als wichtigste drei Nachbarrollen nennt er diejenige des Not-helfers, des Sozialisationsagenten und des Kommunikationspartners. Die Rolle des

20 Auch Bahrdt weist darauf hin, dass Nachbarschaft bei höherem Sozialstatus weniger bedeutsam werden (Bahrdt 1969, 110), was Vierecke in seiner empirischen Studie zu einer Neubausiedlung in Hochdahl hingegen nicht bestätigen kann. (Vierecke 1972, 52)

Nothelfers bezieht sich auf alle Formen der Nachbarschaftsbeziehung, die im weitesten Sinn aus ökonomischen Motiven erfolgen. Dazu zählt Hamm auch die Ausleihe von Haushaltsgegenständen oder Nahrungsmitteln sowie informelle Arbeitsleistungen wie Kinderbetreuung oder Unterstützung bei Gartenarbeiten (ebd., 80f). Die Rolle des Sozialisationsagenten bezieht sich darauf, rollenkonformes Verhalten gegenüber Kindern vorzuleben, aber auch gegenüber Neuzugezogenen die Angleichung von Normen einzufordern (ebd., 82f). Die Rolle des Kommunikationspartners ist vor allem für Personen relevant, die stark an ihre Wohnung gebunden sind und relativ wenig anderen Bezugsgruppen angehören, wobei von nachbarschaftlichen Gesprächen oft ein Konformitätsdruck ausgeht (ebd., 88f). Die Durchsetzung rollenkonformen Verhaltens wird nach Hamm maßgeblich durch Sanktionen, Gratifikationen und soziale Kontrolle erreicht (ebd., 91).²¹ Die soziale Kontrolle manifestiert sich in der Beobachtung der Nachbarinnen und Nachbarn und hat nach Hamm auch eine Überwachungs- und Hilfsfunktion in Bedrohungssituationen (ebd., 91). Gratifikationen sieht er etwa im freundlich Grüßen, in Hilfsangeboten oder der Demonstration von Vertrauen; Sanktionen in der Verweigerung eines Grußes bzw. einer Hilfeleistung, in Klopzeichen oder dem Zur-Rede-Stellen (ebd., 90). Der in Nachbarschaftsbeziehungen bedeutsame Gruß symbolisiert nach Hamm »die Bereitschaft des Grüßenden, den Nachbarnormen zu folgen und gegenüber dem Geeigneten eine oder mehrere Nachbarrollen zu spielen« (ebd., 93).

Hamm bleibt in seiner Konzeptualisierung nicht auf der Ebene des individuellen Nachbarschaftsverhaltens, sondern verankert dieses in sozio-strukturellen und politischen Zusammenhängen. Den Charakter nachbarschaftlicher Beziehungen sieht er letztlich insbesondere durch drei Variablen bestimmt: erstens der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung, zweitens dem Wohnungsbestand und der Art der Bebauung sowie drittens den Spielräumen städtisch-kommunalen Handelns bzw. den planungspolitischen und ökonomischen Rahmenbedingungen (Hamm 1998, 176f).

Die Kritik an Hamms Nachbarschaftsverständnis richtet sich heute insbesondere gegen seine Definition von Nachbarschaft als sozialer Gruppe nahe beieinander Wohnender. So schreibt Ruth Rohr-Zänker mit Bezug auf Hamm:

»Nachbarschaften [können sich] überlagern, auch einzelne Menschen können verschiedene Nachbarschaften leben. Vergleichbar zu den ›Bastelexistenzen‹, die die Individualisierung erzwingt (Beck 1986), ließe sich von ›Bastelnachbarschaften‹ sprechen« (Rohr-Zänker/Müller 1998, 13).

21 Hamm präzisiert, dass die soziale Kontrolle der Durchsetzung rollenkonformen Verhaltens dient, zugleich aber selbst auch Teil der Verhaltenserwartungen an eine Nachbarposition und demnach eine soziale Rolle ist (Hamm 1973, 92).

Olaf Schnur kritisiert aus heutiger Sicht außerdem Hamms Auffassung von Raum, die »noch im zeittypischen Containerraum-Verständnis« beheimatet sei und keine Unterscheidung zwischen physischem und sozialem Raum vornehme (Schnur 2012, 457).²²

1.2.5 Nachbarschaftliche Konflikte und Stigmatisierungen

Dass das Nebeneinanderwohnen von Menschen mit unterschiedlichen Lebensweisen nicht immer unproblematisch ist und der Bruch oder die Divergenz von Normen in Nachbarschaftsbeziehungen zu Konflikten führen können, ist eine vielfach beschriebene Thematik, die gerade auch im Rahmen der Kritik an der funktionalistischen Planungsvorstellung einer harmonischen Nachbarschaftseinheit formuliert worden ist. So kritisiert etwa der Soziologe Kurt Vierecke in seiner, Anfang der 1970er-Jahren durchgeführten, empirischen Studie zu einer Neubausiedlung in Hochdahl, das planerische Konstrukt, ältere Menschen und Familien in einer Siedlung zu mischen. Das Ideal die Integration und Teilhabe älterer Menschen zu fördern, resultiere in Wirklichkeit häufig in generationenbezogenen Nachbarschaftskonflikten. So schreibt er: »Ohne Ausnahme machen wir dagegen in unserer Befragung die Erfahrung, dass junge Familien sich von älteren Einwohnern, diese wieder insbesondere von Kindern gestört fühlen.« (Vierecke 1972, 51)

Ein grundlegendes und bis heute einflussreiches Werk, um Nachbarschaftskonflikte zu erfassen, ist *The established and the outsiders* (1965) von Norbert Elias und John S. Scotson. Wie aus ihrer empirischen Studie einer kleinen englischen Gemeinde hervorgeht, bergen gerade Nachbarschaftskontakte zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen ein erhebliches Konfliktpotential in sich. Elias und Scotson haben das Verhältnis von zwei Gruppen untersucht, die sich nur hinsichtlich der Zeit, die sie in der *community* wohnen, voneinander unterscheiden, sonst aber derselben Nationalität und sozialen Schicht (*>working class<*) angehören. Im Laufe der Jahre (bzw. über Generationen) haben sich unter den Alteingesessenen gemeinsame Normen und Lebensvorstellungen eingespielt. Der Einfluss der Zugezogenen auf ihre etablierte Lebensweise nehmen sie als Bedrohung wahr, auf die sie mit Stigmatisierungen und Abgrenzungsmechanismen – wie dem Tabu des engeren Kontakts mit Mitgliedern der neuen Gruppe – reagieren. Die Stigmatisierungen gehen mit der Zuschreibung von Negativbildern einher, etwa dem Vorurteil unsauber zu sein oder fehlende Kenntnisse der geltenden Gepflogenheiten und Regeln zu haben, was sich auf die Betroffenen paralysierend auswirken kann:

22 Vgl. hierzu auch Kap. I 2.1.2.

»Members of an outsider group are regarded as failing to observe the[se] norms and restraints. That is the prevailing image of such a group among members of an established group. Outsiders [...] are – collectively and individually – experienced as anomie.« (Elias/Scotson 1994 (1965), xxiv)

Letztlich geht es hier nach Elias und Scotson um ein Machththema: Eine bedeutende Ressource der Machtungleichheit stellt gerade die gewachsene soziale Kohäsion der Gruppe der Alteingesessenen dar, die diese verteidigen und auf die die Zugezogenen nicht zurückgreifen können (vgl. ebd., xxii).

1.3 DIE ERFORSCHUNG HEUTIGER NACHBARSCHAFTEN

Gesellschaftliche und städtische Transformationsprozesse bewegen auch die jüngere Auseinandersetzung mit Nachbarschaften. Sowohl in theoretischen als auch praxisorientierten Ansätzen werden Konzepte, die seit den Anfängen der Nachbarschaftsforschung kursieren, aufgegriffen und auf gegenwärtige Herausforderungen und Potentiale hingedacht. Angesichts neuer sozialer Vernetzungsmöglichkeiten stellt sich die Frage nach heutigen und künftigen Formen nachbarschaftlicher Relationen.

1.3.1 Sozialer Wandel und ›Revival‹ des Nachbarschaftskonzepts

Seit es Stadtforschung gibt, wird immer wieder prognostiziert, dass das Konzept der Nachbarschaft ausgedient habe. So ist das Nachbarschaftskonzept nicht nur mit Beginn der Industrialisierung und der Nachkriegsmoderne, sondern auch im Übergang von der Moderne zur Post- oder Zweiten Moderne grundlegend in Frage gestellt worden (Schnur 2012, 449). Postfordistische Gesellschaftsmodelle und neoliberalen Wirtschaftspolitiken haben tiefgreifende Individualisierungs- und Flexibilisierungsprozesse in Gang gesetzt:

»Moderne Instanzen wie die Klassenzugehörigkeit, die Kernfamilie oder Geschlechterrollen verlieren an Wirkkraft, während die Individuen ›freigesetzt‹ und autonom agieren (Giddens), aber auch verunsicherter sind (Beck 1986), ihre Biografie in hohem Maße selbstbestimmt zusammenpuzzeln [...] bzw. ›zwangsflexibilisieren‹ müssen und in diesem ambivalenten Kontext eine neue Lebensstilvielfalt produzieren.« (Schnur 2012, 449; mit Bezug auch auf Sennett 2000)

Damit einhergehend ist ein tiefgreifender sozialer Wandel zu beobachten. Neuere Kommunikationstechnologien und sich wandelnde Mobilitätsmuster haben unser

Zusammenleben in den letzten zwanzig Jahren grundlegend verändert. Die Vernetzungsmöglichkeiten über Internet und relativ günstige Preise für Mobilität ermöglichen es, dass sich unsere sozialen Relationen heute oft weit über den Nahraum hinaus erstrecken. Es ist gar die Rede von der Welt als *global village*, als Dorf, in dem man stets online »mit allem und jedem benachbart« sein kann (Klöss 1997, 13). Nachbarschaft – als lokal gebundene Kategorie – wirkt demgegenüber wie ein Relikt aus Vorzeiten bzw. wie ein »eisengraues Wort« (Schilling 1997, 9).

Vor diesem Hintergrund sind Nachbarschaften in den 1980er- und 1990er-Jahren mehrheitlich aus dem Blickfeld wissenschaftlicher Auseinandersetzungen geraten. Gerade die in dieser Zeit populär werdende Netzwerkforschung festigte die Darstellung von einem überholten Konzept, das nicht mehr zeitgemäßen gesellschaftlichen Realitäten entspreche (vgl. Menzl 2011, 101). In der Stadtforschung wurde – mit dem diskurstheoretischen Blick auf symbolische und kulturelle Codierungen von Stadtlandschaften – die planerische Konstruktion sowie ethnografische Repräsentation von Nachbarschaften als ›andere‹ Lebenswelten grundsätzlich in Frage gestellt (vgl. Low 1996, 386).

Dennoch ist das Nachbarschaftskonzept nicht komplett verschwunden, sondern erfährt seit den späten 1990er-Jahren ein regelrechtes ›Revival‹. Dies kann als Geigenströmung zu den oben dargelegten Dynamiken verstanden werden. Die gesellschaftlichen Fragmentierungs- und Unsicherheitserfahrungen, die mit den Globalisierungsprozessen und gegenwärtigen sozio-ökonomischen Krisen einhergehen, lösen nicht selten einen Rückbezug auf das Lokale und auf (Alt-)Bekanntes aus. In ständigen Sinn- und Identitätsproduktionen halten sich die Menschen – so Manuel Castells – an Imaginationen von sich selbst und Bildern von »meiner Nachbarschaft, meiner Gemeinschaft, meinem Fluss, meinem Stück Strand, meiner Kirche, meinem Frieden, meiner Umwelt« (Castells 1989, 61; 25 zit.n. Bauman 2012, 83; vgl. auch Bauman 2001, 145-150). Die in solchen Verankerungsmomenten vorgenommene Fixierung auf ›sichere Werte‹ ist angewiesen auf einen räumlich lokalisierbaren Referenzrahmen. Wie Régine Robin darlegt, spielt dabei auch der Bezug auf – über Erinnerungspraktiken aktualisierte – Kontinuitäten und Identitäten eine grundlegende Rolle:

»On pourrait dire: ›Eh bien, si l'avenir est bouché, s'il est fermé, si toutes les alternatives réelles, les aspirations utopiques à un monde meilleur ne sont plus possibles, fixons-nous donc sur les valeurs sûres.‹ Les valeurs sûres, c'est le passé en fonction de son immense disponibilité, c'est l'identité, y compris locale, de groupe: être entre soi, revendiquer son identité (sexuelle, culturelle, groupale) et non plus les grandes identités nationales ou universalistes« (Robin 2002, 115).

Im Rahmen dieser Bedeutung von kleinräumlichen und gruppenbezogenen Selbst- und Fremdbildern kann auch die aktuelle Neu-Gewichtung des Nachbarschaftskon-

zepts verstanden werden. So meint Olaf Schnur: »Das ›vor Ort‹ der Alltagswelt übernimmt mehr und mehr sozialintegrative Funktionen.« (Schnur 2012, 450)

Die gesellschaftliche Pluralisierung stellt hingegen vielerorts – und mit besonderer Akzentuierung in urbanen und räumlich dichten Wohnstrukturen – neue Herausforderungen an das nachbarschaftliche Zusammen- bzw. Nebeneinanderleben. Fragen nach dem Umgang mit unterschiedlichen Lebensstilen und kultureller Diversität erfordern angepasste Lösungsansätze für die Gemeinwesen- und Quartierarbeit (vgl. Reutlinger et al. 2015; Barandun 2012; Althaus 2010; Willener 2007 und 2008) sowie für die Stadtentwicklung (vgl. Siebel 2011; Drilling et al. 2016; Fretz 2011 oder Stienen 2006). Ausgehend von diesen Beobachtungen scheint es nicht verwunderlich, dass das Konzept der Nachbarschaft in den letzten Jahren zu neuer Popularität gelangt ist.²³ Nicht selten dient es künstlerischen oder politischen Initiativen als Projektions- und Experimentierfläche, um die Bedeutung von Begegnungen und Lebensqualität im Siedlungsraum aufzugreifen und mitzugestalten.²⁴ In diesem Zusammenhang erfährt auch das Idealbild von nachbarschaftlicher Gemeinschaft und Solidarität wieder an Aufwind.

1.3.2 Wiederentdeckung nachbarschaftlicher Gemeinschaft

Der Bezug auf den nachbarschaftlichen Gemeinschaftsbegriff als normative Kategorie ist jedoch kein einfacher, dienten Gemeinschaftsideologien in der Geschichte doch verschiedentlich politischen Instrumentalisierungen. Besonders schwerwiegende Folgen hatte dies im Nationalsozialismus, der mit dem Gemeinschaftsgedanken eine »perfekt durchorganisierte ›Volksgemeinschaft aus Nachbarschaften‹ erstreute« (Hamm 1973, 58). Dieser »Missbrauch von Gemeinschaftsideologien zu repressiven politischen Zwecken« (ebd., 57) bildete die Ausgangslage für kritische Stimmen, die sich dezidiert gegen die »Verführung einer wärmenden Gemeinschaft« (Evans/Schahadat 2012, 17) und somit auch gegen intime Nachbarschaften aussprachen. Einer der einflussreichsten Vertreter dieser Argumentation ist der Sozialphilosoph Helmuth Plessner. In seinem Werk *Grenzen der Gemeinschaft* (1924)

23 Zu nennen sind neben den bereits zitierten Publikationen der letzten Jahre auch die von Architektur- und Designschulen initiierten Projekte wie die Universität der Nachbarschaften in Hamburg (vgl. <http://udn.hcu-hamburg.de>) oder die *Neighborhood-labs* in Berlin (<http://www.design-research-lab.org/?projects=neighborhood-labs>).

24 So etwa das Modell *Lebenswerte Nachbarschaften* der Bewegung Neustart Schweiz (<http://neustartschweiz.ch>), die Zürcher Initiative für Hinterhof-Chöre zur Förderung der Qualität von Nachbarschaftsbeziehungen (<http://www.hofgesang.ch/info>) oder die Aktion *Emmas Hoftour* des Raumlabor Berlin zur Ermöglichung und Förderung nachbarschaftlicher Begegnungen im Quartier (<http://raumlabor.net/emmas-hoftour-2>).

trat er pointiert gegen die Radikalisierung von Gemeinschaft im aufkeimenden Nationalsozialismus als instrumentalisierender Verheißung für die »Ausgeschlossenen, Enttäuschten, Wartenden [...] und Verarmten« (Plessner 1972 (1924), 26) ein. Ausgehend davon plädierte er »für die Idee einer gesellschaftlichen Lebensordnung, und das heißt für [...] Technik, Politik, Diplomatie, der Heilsamkeit des Unpersönlichen um des Persönlichen willen« (ebd., 41; vgl. auch Evans/Schahadat 2012, 15ff). Diese Kritik am Gemeinschaftsbegriff ist – angesichts der verheerenden Auswirkungen der nationalsozialistischen Ideologie – gerade unter deutschsprachigen Intellektuellen auf breite Resonanz gestoßen (vgl. etwa Habermas 1993).

Unter sich nunmehr veränderten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen hat die Forderung, sich auf den Sinn und Wert von Gemeinschaften (bzw. *communities*) zurückzubesinnen, seit den 1980er-Jahren wieder an Gewicht gewonnen. Dies gilt insbesondere für den Kommunitarismus, einer sozialphilosophischen Strömung, die die Ursache der Krise moderner Gesellschaften in einem, durch neoliberale Wirtschaftspolitiken geförderten, rücksichtslosen Individualismus und der daraus folgenden zwischenmenschlichen Entsolidarisierung identifizieren (Rieger 2010, 483). Die gesellschaftliche Organisation über kleine homogene Gemeinschaften sehen die Kommunitaristen als Möglichkeit, soziale Werte wie Verantwortung und Bürgerbewusstsein zu revitalisieren (vgl. Schnur 2012, 450).²⁵ In einer ähnlichen Logik argumentieren kritische ÖkonomInnen, die – angesichts der aktuellen ökonomischen, ökologischen und sozialen Krisenerfahrungen und -szenarien – an die Bedeutung der *Commons* (Gemeingüter) für gesellschaftliche Transformationsprozesse erinnern (vgl. etwa Ostrom 2012; Helfrich 2012). Die soziale Bewegung Neustart Schweiz versteht verdichtete Nachbarschaften in diesem Sinn etwa als »eigentliches Grund-Modul einer auf Commons basierten Gesellschaftsordnung« (Widmer 2013, 22; Neustart Schweiz 2016) und plädiert dafür, »anonyme Siedlungen in multifunktionale Nachbarschaften mit einem intensiven Innenleben« umzubauen (Neustart Schweiz 2013). Nachbarschaft wird dabei nicht nur als Solidarzusammenhang, sondern auch als Lebenswelt und als räumlich-planerische Einheit verstanden.

1.3.3 Neighborhoods planen

In der Stadtforschung hat – gerade auch mit der Kritik am Konzept der *neighborhood-unit* – seit den 1970er-Jahren eine Perspektivverschiebung stattgefunden, die den Fokus zunehmend auf die Offenheit, Diversität, Fluidität und Prozesshaftigkeit von urbanen Räumen legt. Dadurch ist Nachbarschaft mehr und mehr als

25 Zur umfassenden Diskussion um die Kommunitarismus-Liberalismus Debatte vgl. Proske 1994 und Merz-Benz 2006, 27-52.

flexibles Konzept verstanden worden (vgl. Evans/Schahadat 2012, 21; Wietschorke 2012, 112). Das Erkenntnisinteresse richtet sich in diesem Verständnis hauptsächlich auf die sozial produzierten und in der subjektiven Wahrnehmung variierenden Grenzen und Eigenheiten von Nachbarschaften im Stadtraum (vgl. etwa Galster 2012, 86-94).

Trotz dieses Diskurses prägt die Planungsvorstellung von topografisch situierten urbanen Nachbarschaften den Städte(bau)diskurs bis heute. Insbesondere in Zugängen des *New Urbanism* wird wieder intensiv über Prinzipien einer idealen Nachbarschaftsplanung nachgedacht. Die Frage nach den Qualitäten und der kommunalen Organisation einer Nachbarschaft steht dabei im Vordergrund.²⁶

Am Ausgangspunkt des *New Urbanism* und den davon inspirierten Politiken, die seit Anfang der 1990er-Jahre insbesondere in den USA einflussreich sind (etwa mit dem Planungsprogramm Hope VI), steht die Kritik an den suburbanen Stadterweiterungen, die ab den 1950er-Jahren auf Grundlage der, vom *Congrès International d'Architecture Moderne* (CIAM) propagierten, Funktionstrennung vorangetrieben worden sind. Diese endlosen *suburbias* haben – so der Grundtenor des *New Urbanism* Diskurses – nicht nur zu einer massiven Zersiedelung der Landschaft und Erhöhung des Autoverkehrs, sondern auch zu langweiligen, anonymen Wohnumfeldern geführt. Im Mittelpunkt der Diskussion steht die normative Frage, wie lebendige urbane Nachbarschaften geschaffen werden können. Dabei wird Wert auf eine ausgeglichene Mischung der Funktionen gelegt, die in unmittelbarer Gehdistanz des Wohnumfeldes vielseitige Infrastrukturen – wie Arbeits-, Einkaufs- und Verpflegungsmöglichkeiten, Schulen und Kinderbetreuungseinrichtungen sowie Erholungs- Sport, Kultur- und Freizeitaktivitäten – bereitstellen sollte (vgl. etwa Gottdiener/Budd 2005, 93f; Haas 2008). Ein wichtiges Thema ist die Gestaltung von integrierten Nachbarschaften, die nicht nur ein gesundes Leben ermöglichen, sondern auch die Gemeinschaft fördern sollen. Der Stadtplaner und *New Urbanist* Sidney Brower formuliert verschiedene Qualitäten, die eine solche *community-generating neighborhood* ausmachen: Bedeutsam sind für ihn hierzu die Quartierorganisationen und öffentlichen Einrichtungen, aber auch die räumliche Anordnung der Begegnungs- und Freizeitorte sowie distinktive Elemente, die eine *community* in ihrer Eigenart in Erscheinung treten lassen. Eine solche ›gemeinschaftsbildende

26 Einen grundlegenden Beitrag zur Qualitätsdiskussion hat Donald I. Warren geleistet und eine Typisierung von Nachbarschaften nach den Qualitätsdimensionen »integral, »parochial, diffus, transitorisch, anomisch« vorgeschlagen. Während eine »integrale Nachbarschaft« sich durch die sozial kohäsive Teilhabe an einem ausgeprägten Gemeinschaftsleben auszeichne, stehe am anderen Ende der Skala die »anomische Nachbarschaft«, die durch Anonymität, Desinteresse sowie einer geringen Identifikation mit dem Wohnumfeld geprägt sei (Warren 1978, 310-331).

Nachbarschaft< nutze das Potential kollektiver Erinnerungen, richte sich auch auf langjährige BewohnerInnen aus und ziehe Menschen mit ähnlichen Werten und Lebensstilen an (vgl. Brower 2011, 116-121). Kritisiert am *New Urbanism* Diskurs wird insbesondere, dass Ideen vertreten würden, die sich eigentlich nur bessergestellte Gesellschaftsschichten leisten könnten, obwohl es oft gerade marginalisierte und benachteiligte Gruppen seien, für die Nachbarschaften wichtig seien (Gottdiener/Budd 2005, 94; vgl. auch Klös 1997, 17f).

1.3.4 Benachteiligte Nachbarschaften: Segregation im Stadtraum

Zygmunt Bauman beschreibt – mit Bezug auf Manuel Castells *The Informational City* (1989) – die Bedeutung von Nachbarschaften und lokalen Netzwerken für sozial benachteiligte Gruppen im Gegensatz zu den ›neuen Eliten‹, die sich – der Logik ökonomischer Ströme folgend – mittels globaler Kommunikationsnetzwerke und Mobilitätsmuster von der Zugehörigkeit zu einem (Wohn-)Ort lösen (können). Er sieht in der »zunehmenden Kluft zwischen den Lebenswelten derer, die sich entzogen haben, und jener, die auf der Strecke blieben [...], den wahrscheinlich fundamentalsten gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Umbruch, der mit dem Übergang von der ›festen‹ zur ›flüchtigen‹ Phase der Moderne verbunden ist« (Bauman 2012, 81). Zugleich warnt Bauman aber auch vor einer vereinfachenden Gegenüberstellung einer dynamisch ortsunabhängigen und einer statisch lokalen Lebenswelt. Das Räumlich-Lokale sei grundlegend wichtig, da Menschen nur an Orten Erfahrungen machen könnten (vgl. ebd., 85). Bauman betont aber mit dem *Community*-Forscher Michael Peter Smith, dass an Orten keineswegs eine »statische Ontologie des ›Seins‹ oder der ›Gemeinschaft‹«, sondern vielmehr – und zwar schichtunabhängig – »im Entstehen begriffene dynamische Konstruktionen« zum Ausdruck kommen (ebd., 81 zit.n. Smith 2001, 54f). Die Differenzen zwischen den Sozialräumen der Eliten und derjenigen der Ärmsten skizziert er denn vielmehr auch als Problem von Segregationsprozessen.

Die soziale Differenzierung und Segregation von Bevölkerungsgruppen im Stadtraum beschäftigt die Nachbarschaftsforschung seit ihren Anfängen – die Chicagoer Schule hat hierzu einen wichtigen Grundstein gelegt. Im deutschsprachigen Raum werden die Ursachen und Auswirkungen von Segregationsprozessen insbesondere seit den 1990er-Jahren intensiv erforscht und diskutiert (vgl. etwa Dangschat 1994/1998; Farwick 2012; Friedrichs 1995/2000; Friedrichs/Triemer 2009; Goebel/Hoppe 2015; Häußermann/Siebel 2000/2004; Häußermann 2008; Hillmann/Windzio 2008; Huissoud et al. 2004). Unter anderen haben Hartmut Häußermann und Walter Siebel die jüngere Segregationsdiskussion maßgeblich geprägt. Sie definieren Segregation als hohe »Konzentration bestimmter sozialer Gruppen auf bestimmte Teileräume einer Stadt oder einer Stadtregion« (Häußermann/Siebel

2004, 140). Die Verteilung verschiedener Gruppen in einer Stadt ist »Ausdruck ihrer Sozial- und Machtstruktur« (ebd.) und bildet neben sozialen Ungleichheiten auch Distinktionsbedürfnisse bestimmter Milieus ab, die sich symbolisch voneinander abgrenzen (ebd., 139). Die Mechanismen, die zu Segregationsprozessen führen, sind komplex: Die Immobilien- und Wohnungsmärkte sowie Wohnbaupolitik, die das Angebot an Wohnraum steuern, spielen ebenso eine Rolle wie allgemeine Trends der Stadtentwicklung oder die sozio-ökonomische Lage.

Häußermann und Siebel unterscheiden zwischen der freiwilligen oder aktiven Segregation und der erzwungenen oder passiven Segregation. Erstere geht mit der Wohnstandortwahl der BewohnerInnen aufgrund von Präferenzen – und genügend Mitteln, um diese zu verwirklichen – einher. Zweitere erfolgt aufgrund von Restriktionen, einem Mangel an ökonomischen Ressourcen und sozialer Diskriminierung (ebd., 159). Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang auch von ›exklusiven‹ Räumen, die über ökonomische oder symbolische Barrieren nur für privilegierte Gruppen zugänglich sind, gegenüber ›Orten der Exklusion‹ für benachteiligte Gruppen (ebd., 140).²⁷ Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Segregation fokussiert seit ihren Anfängen meist auf die marginalisierten und benachteiligten Quartiere. Solche ›Milieus der Armut und Ausgrenzung‹ entstehen nach Häußermann und Siebel insbesondere durch eine ›selektive Mobilität‹, nach der sozial besser integrierte und erwerbstätige Personen aufgrund sozialer Verunsicherung, zunehmender Konflikte und Angst vor sozialem Abstieg wegziehen; die Zuziehenden und Verbleibenden sich hingegen mehrheitlich aus Personengruppen zusammensetzen, die auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt sind wie Nichterwerbstätige und MigrantInnen (ebd., 160). Die dadurch ausgelöste soziale Segregation geht mit verschiedenen Effekten einher, die die Benachteiligungen weiter verschärfen. So kann die Anpassung an ein Milieu, in dem »abweichende Verhaltensmuster präsenter sind als in Wohngebieten der Mittelschicht, [...] durch Sozialisation einen Rückkoppelungseffekt (erzeugen), der die Normabweichung bei Jugendlichen verfestigt« (ebd., 166). Auch die gebauten Strukturen können nach Häußermann und Siebel die Abwärtsspirale verstärken. Als problematisch wahrgenommene Siedlungen werden nicht selten durch städtebauliche Barrieren – wie großen Straßen oder Brachflächen

27 Weiter differenzieren Häußermann und Siebel zwischen sozialen, ethnischen und demografischen Dimensionen. Die ›demografische Segregation‹ bezieht sich auf die Konzentration von Gruppen mit ähnlicher Altersstruktur oder Haushaltsgröße und die ›ethnische Segregation‹ auf Gruppen mit ähnlicher Herkunft, Nationalität, Religion bzw. ethnischer Zugehörigkeit. Bei der ›sozialen Segregation‹ spielen Merkmale wie Einkommen, Bildung und Erwerbsarbeitslosigkeit eine wichtige Rolle. Immer bedeutsamer werden heute auch segregierte Gegenden, deren Bewohnerschaft ähnliche Lebensstile teilen (vgl. Häußermann/Siebel 2004, 144).

– von umliegenden Nachbarschaften isoliert, was sich auf die interne Kultur und das Dienstleistungsangebot auswirkt. Konfliktpotential sehen die Autoren gerade im Mangel an gemeinschaftlich nutzbaren Räumen sowie in der räumlichen Dichte, die »keine Ausweichmöglichkeiten, kein Entkommen vor der intensiven Begegnung mit anderen (fremden) Verhaltensweisen« zulassen (ebd., 169). Letztlich geht eine Segregationsdynamik auch mit symbolischen Benachteiligungen einher. Dazu gehört etwa die – im kollektiven Gedächtnis meist beharrlich bestehenden – Zuschreibungen als ›Slum‹ bzw. ›sozialer Brennpunkt‹, aber auch die Vernachlässigung der Bausubstanz oder ›Vermüllung‹ und Verwahrlosung der öffentlichen Räume. Die Stigmatisierungen können sich negativ auf die Lebensqualität, das Selbstwertgefühl wie auch die sozialen Teilhabechancen (etwa bei der Lehrstellen- oder Arbeitsplatzsuche) der BewohnerInnen auswirken. Die Wahrnehmung, diesen Entwicklungen ohnmächtig ausgeliefert zu sein, kann nach Häußermann und Siebel die Verantwortung und Bindung der BewohnerInnen an die eigene Lebensumwelt schwächen (ebd., 170).

Einen, die Segregationsforschung theoretisch fundierenden, Beitrag hat Pierre Bourdieu geleistet, der Segregation als Ergebnis von symbolischen und sozialen Kämpfen in einer Stadt versteht. Ausgangslage von Bourdieus Analyse ist die ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen im sozialen Raum.²⁸ Er betont, dass die wesentlichen lokalen Unterschiede in einer Stadt nicht auf geografische Bestimmungsfaktoren, sondern auf ›Kapital-Unterschiede‹ zurückzuführen sind. Wer über genügend Kapital verfügt, hat nicht nur die Möglichkeit, über »physischen Raum (weitläufige Parks, große Wohnungen etc.)« zu verfügen bzw. sich seltene Güter materiell oder symbolisch anzueignen, sondern kann auch »unerwünschte Personen oder Sachen auf Distanz [...] halten« (Bourdieu 1997 (1993), 164). Bourdieu führt weiter aus:

»Umgekehrt werden aber die Kapitallosen gegenüber den gesellschaftlich begehrtesten Gütern, sei es physisch, sei es symbolisch, auf Distanz gehalten. Sie sind dazu verdammt, mit den am wenigsten begehrten Menschen und Gütern Tür an Tür zu leben. Der Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit: Er kettet an einen Ort« (ebd., 164).

Diese Erfahrungen sind wirkmächtig und haben das Potential, sich tief in unsere Haltungen, Gewohnheiten und Lebensweisen einzuschreiben. In Bourdieus Worten

28 Der soziale Raum ist für Bourdieu (oft synonym mit dem Begriff ›Feld‹ verwendet) eine abstrakte Figur, in dem sich soziale Positionen abbilden, die auf bestimmten Formen von Macht (oder Kapital) beruhen. Der soziale Raum bildet gewissermaßen den strukturierten Rahmen, in dem Handeln stattfindet und der zugleich auch durch handelnde Menschen geschaffen wird (Bourdieu und Wacquant 2006, 36; vgl. auch Löw 2001, 181).

findet so der Habitus²⁹ im ›Habitat‹, im Wohnen, seinen Niederschlag (ebd., 165). In diesem Zusammenhang weist er auch auf die Wirkkraft hin, die der Wunsch nach sozialer Homogenität für die Herausbildung von Segregation haben kann, denn nichts sei »unerträglicher als die als Promiskuität empfundene physische Nähe sozial fernstehender Personen« (ebd., 165). Dies ist auch ein Grund, wieso nach Bourdieu Bestrebungen zur Förderung von ›sozialer Mischung‹, »nach welcher sich schon allein durch die räumliche Annäherung von im Sozialraum sehr entfernt stehenden Akteuren ein gesellschaftlicher Annäherungseffekt ergeben könnte« (ebd.), im Alltag oft scheitern. Mit Bezug auf die Armut in vielen Banlieues Frankreichs betont Bourdieu, dass homogene Gruppen im Stadtraum sich hingegen keineswegs nur selbst konstituiert haben, sondern oft auch das Resultat von staatlichen Wohn(bau)politiken sind (ebd., 167).

Die Frage nach der Bewertung von Segregation bzw. sozialer Mischung ist Gegenstand aktueller stadtpolitischer Debatten. Hintergrund dieser Diskussion ist – wie der Architektur- und Wohnsoziologe Tilman Harlander für die Situation in Deutschland darlegt – die seit den 1990er-Jahren zunehmende Zuwanderung und ein damit einhergehender problematisierender Blick auf »die Einwanderer und ihre hohen Arbeitslosenquoten, ihre Integrationsprobleme, Bildungsdefizite, Sprachschwierigkeiten, Zugangsprobleme auf dem Wohnungsmarkt« und damit zusammenhängend ihre immer deutlicher sichtbare sozialräumliche Konzentration, gerade auch in Großsiedlungen (Harlander 2012, 306). Ein Leitmotiv in der Debatte ist der Begriff der ›überforderten Nachbarschaften‹, der 1998 aus einer Studie zu ausgewählten west- und ostdeutschen (Groß-)Siedlungen hervorgegangen ist (Pfeiffer et al. 1998). Die einseitige soziale Zusammensetzung der Siedlungen wird darin als Grundproblem dargelegt, das nicht nur zu einem ›Milieu der Ärmlichkeit‹, sondern auch einer ›Überforderung‹ aller Beteiligten – BewohnerInnen, Wohnungsunternehmen, Kommunen wie auch dem Sozialstaat – führen könne und dem nur mit einer angepassten Steuerung der ›sozialen Mischung‹ beizukommen sei (ebd., 4f zit.n. Harlander 2012, 306). Dieser Diskurs zeigte auch politisch Wirkung: 1999 wurde in Deutschland das Bund-Länder-Programm *Soziale Stadt* zu einer umfassenden Unterstützung von benachteiligten Quartieren bzw. ›Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf‹ lanciert. Auf einer ähnlichen Argumentation basiert das in der Schweiz lancierte Quartierentwicklungsprogramm des Bundes *projets urbains*, das die »soziale Mischung« im Quartier explizit als eine Grundlage der ›ge-

29 Bourdieu definiert ›Habitus‹ als gesellschaftlich und historisch produziertes System von Dispositionen, das soziale AkteurInnen veranlasst auf eine bestimmte Weise zu handeln bzw. das spezifische Praktiken, Wahrnehmungen und Haltungen generiert (vgl. Bourdieu 1993, 101).

sellschaftlichen Integration in Wohngebieten« versteht (vgl. Programm Projets urbains 2013).

Während – wie Harlander beobachtet – VertreterInnen aus Politik und Wohnungswirtschaft in der Segregationsdebatte die Steuerung von »sozialer Mischung« also mehrheitlich befürworten, finden sich in den Sozialwissenschaften verschiedene Stimmen, die demgegenüber Skepsis formulieren. Wie etwa der bereits zitierte Bourdieu verneinen diese die Annahme, dass räumliche Nähe automatisch auch zu sozialer Nähe führe, und stellen davon ausgehend »Mischung« als Instrument zur Integration von benachteiligten Bevölkerungsgruppen in Frage. Kulturelle Differenz und Heterogenität trage maßgeblich zur Produktivität der Stadt bei. Außerdem wiesen die informellen Netzwerke, die sich bei einer sozialräumlichen Konzentration von Einwanderergruppen herausbilden, für die Beteiligten oft ein nicht zu unterschätzendes Unterstützungsangebot auf. Diese freiwillige Art der Segregation, die eine Realität sei, müsse, solange sie durchlässige Übergänge in die Mehrheitsgesellschaft ermögliche, akzeptiert werden. Integration sei trotz Segregation möglich. Problematisch sei Segregation erst, wenn sich benachteiligte Strukturen im Quartier selbst verfestigt haben, die die Betroffenen ausschließen (Harlander 2012, 310, u.a. mit Bezug auf Siebel 1997, 33; Häußermann 1998, 159; Häußermann 2000, 229f). Das Motiv »Integration trotz Segregation« – das Mitte der 2000er von einem Expertenforum (dem u.a. auch Häußermann und Siebel angehörten) als zentrale Empfehlung in die bundesdeutsche Integrationspolitik eingebracht wurde, blieb nicht ohne Widerstand. Gerade VertreterInnen aus den Kommunen und der Wohnungswirtschaft, die sich in ihrer Praxis mit den negativen Folgen von Segregation konfrontiert sehen, lehnen dieses ab und halten weiterhin am »Mischungsziel« fest (Harlander 2012, 310).

Im wissenschaftlichen Diskurs geht es bei der Segregationsdebatte letztlich um die Frage, wie aktuelle Formen der sozialen Ungleichheit in der Stadt erfasst werden können. Die einen Positionierungen sehen darin ein altbekanntes Phänomen, da – so der Soziologe Thomas Krämer-Badoni – Stadt immer sowohl Integration als auch Ausgrenzung hervorgebracht habe und die Unterschichtung von MigrantInnen vielmehr ein Mittel zur Integration als ein Ausdruck von Ausgrenzung sei (Krämer-Badoni 2001). Andere verstehen die sozialräumliche Exklusion und Ausgrenzung von Teilen der (Stadt-)Bevölkerung als eine historische Zäsur und ein Zeichen der tiefen Erschütterung der sozialstaatlich vermittelten Integration (Kronauer 2010 71f) bzw. als Ausdruck einer »Krise der Städte« im Zeichen der Globalisierung und insbesondere als Krise der Stadt als »Integrationsmaschine« (Häußermann 1998, 161ff; alle zit.n. Harlander 2012, 307). Ausgehend von dieser Argumentation wird auch die Frage nach dem politischen Umgang mit Segregationsprozessen diskutiert. Eine pointierte Position nimmt Bernd Hamm ein, der die segregierten Nachbarschaften als Zeichen einer gesellschaftlichen Entsolidarisierung interpretiert und dazu auffordert – auch wenn die Segregationsprozesse meist Ursachen haben, die

weit über die lokale Ebene hinausgehen – lokalpolitisch aktiv zu werden: etwa mit dem Bereitstellen von Infrastrukturen zur Selbstorganisation und Subsistenz, mit der Förderung genossenschaftlicher Eigentumsstrukturen, mit Beiträgen zur Ökologisierung der Städte sowie mit Partizipations- und Integrationsmöglichkeiten für MigrantInnen (ebd., 179ff). Die Förderung nachbarschaftlicher Selbstorganisation sei zwar alles andere als ein ›Allheilmittel‹, könne aber – und hier argumentiert Hamm durchaus im Sinn der *Commons*-Bewegung – einen wichtigen Beitrag in gesamtgesellschaftlichen Krisensituationen leisten (Hamm 1998, 181).

1.3.5 Nahräumliche Relationen und Netzwerke im Internetzeitalter

Die zunehmende Bedeutung virtueller Wirklichkeiten hat zu einer Veränderung unserer sozialen Vernetzungsmöglichkeiten geführt. In der Stadtforschung ist die Frage virulent geworden, welche Rolle lokale Verortungen und alltäglich gelebte Nachbarschaftsbeziehungen heute überhaupt noch spielen und mit welchen Konzepten sich dies allenfalls erfassen lässt. Verschiedene empirische Studien haben in den letzten Jahren zu Ergebnissen geführt, die darlegen, dass lokale Lebenswelten und Nachbarschaften im Alltagsleben der BewohnerInnen – auch in hochmobilen und urbanen Kontexten – durchaus noch wirksam und relevant sind (vgl. etwa Andreotti/Le Galès 2008, 140f; Evans/Schahadat 2012, 8; Kennedy 2010, 144ff; Menzl 2011, 102; Reutlinger et al. 2010, 227 und 2015, 59ff). Da Nachbarschaft(en) heute im Wandel stehen – so die allgemeine Devise – sind angepasste Konzeptualisierungen erforderlich, um diese zu erfassen. Bereits in den 1970er-Jahren wurde dargelegt, dass die ›moderne Nachbarschaft‹ keinen Gruppencharakter mehr habe, sondern vielmehr als lockeres Netzwerk von Beziehungen verstanden werden solle, die sich gegenseitig überlagern (Herlyn 1970, 141; Engelhard 1986, 58f). In diesem Sinn haben in der neueren Nachbarschaftsforschung Ansätze an Gewicht gewonnen, die Nachbarschaft als Teil des individuell variablen Beziehungsgefüges einer Person verstehen und sich auf Theorien zu sozialen Netzwerken beziehen. Obwohl – beziehungsweise gerade weil – das Konzept des sozialen Netzwerks den Nachbarschaftsbegriff mitunter auch als alltäglich-banal oder sozial-romantisierend erscheinen ließ und ins Abseits drängte (Hamm 1998, 172f; Schnur 2012, 450).

Das Konzept des sozialen Netzwerks ist deshalb so attraktiv, weil es die vielseitigen und komplexen Beziehungsgeflechte, in denen wir uns als Individuen bewegen, in den Blick nimmt. Soziale Bezüge sind heute zunehmend weitmaschige, oft sehr heterogene und aus eher losen Beziehungen bestehende Netzwerke, die oft – gerade mit Hilfe von Internet und Mobiltelefonie – ortsgebundene Grenzen überwinden (Menzl 2011, 101). Bedeutsame persönliche Beziehungen sind demnach »immer weniger ausschließlich in der unmittelbaren (räumlichen) Nachbarschaft

verortet« (Reutlinger 2015, 16). Die Frage stellt sich, wie Nachbarschaften unter diesen Voraussetzungen alltäglich hergestellt und gelebt werden (ebd., 243ff). Zwei jüngere empirische Studien aus dem deutschsprachigen Raum, die sich damit auseinandersetzten, sollen hier genauer vorgestellt werden. Es ist dies zum einen die Untersuchung *Neue Nachbarschaften in der S-5 Stadt* (2010) von einer Forschungsgruppe um Christian Reutlinger; und zum anderen die Studie *Wohnen in der Hafencity Hamburg. Zuzug, Alltag, Nachbarschaft* (2011) einer Forschungsgruppe um die Autoren Marcus Menzl und Toralf Gonzalez an der HafenCity Universität Hamburg (HCU).

Reutlinger et al. stellen in ihrer Studie in der Agglomeration Zürich die Frage, wie sich Nachbarschaftsbeziehungen heute organisieren und welche Unterstützungs- und Belastungsdimensionen damit einhergehen. Dabei differenzieren sie zwischen drei Siedlungstypen: dem Punkthaus mit Stockwerkeigentümern, der Großanlage einer Versicherungsgesellschaft mit Mietwohnungen sowie den Doppelhäusern einer Genossenschaft (Reutlinger et al. 2010, 214ff). Die Autoren plädieren dafür, den Fokus auf die »wechselseitige Abhängigkeit der Menschen von einander und ihre Ausrichtung aneinander« zu legen. Sie schlagen deshalb vor, Nachbarschaft als »unterstützende Beziehungsstrukturen in einem bestimmten Gebiet« – im Sinne eines territorial verorteten »Interdependenzgeflechts« – zu verstehen (ebd., 230). Allgemein kommen sie zur Erkenntnis, dass persönliche Beziehungen zunehmend flexibel und mobil werden und der Nahraum zu deren Ausgestaltung mehr und mehr an Bedeutung verliert (ebd., 206; 228). Die territorial gebundene Nachbarschaft bleibe hauptsächlich für Personen relevant, denen der Zugang zu Mobilität erschwert und deren Aktionsradius relativ klein sei (ebd. 209). Zu solchen »»Gefangen« in der Agglomeration« (ebd., 227) zählen Reutlinger et al. insbesondere Kinder und Jugendliche sowie alte und behinderte Menschen. Die Ausgestaltung von Nachbarschaften sehen sie stark alters- und schichtabhängig (ebd., 229). Aktive Beziehungen würden vor allem in Lebensphasen gepflegt, »in denen die Mobilität kleiner und der Bedarf an Unterstützungsmöglichkeiten und Erfahrungsaustausch größer ist« – wie etwa in der Familienphase (ebd., 206; 228). Außerdem bestätigen ihre Ergebnisse die These, dass »ähnliche Lebenslagen und Bedürfnisse [...] dazu [führen], dass Nachbarschaftsbeziehungen eher gepflegt werden als in heterogenen Formen des Zusammenlebens« (ebd., 230). Im Unterschied zu den Stockwerkeigentümern in den Punkthäusern gebe es in der Großanlage zwar keine »ritualisierten Formen der Nachbarschaft« (wie gemeinsame Putzaktionen oder Feiern); die Zugehörigkeit zu einer ähnlichen sozialen Schicht würde hingegen – wie bei den anderen beiden Siedlungstypen auch – als verbindendes Element dazu beitragen, dass aktive und sich gegenseitig unterstützende Nachbarschaftsbeziehungen durchaus (noch) gelebt werden (ebd., 222; vgl. auch Reutlinger et al. 2015, 46-51).

Menzl et al. argumentieren mit ihrer Untersuchung in der Hafencity Hamburg, dass – auch wenn ein Großteil der Menschen sich heute in einer Vielzahl von sozialen Arenen bewegt –, Nachbarschaftsbeziehungen von vielen aktiv gelebt werden (Menzl 2011, 101). Die Autoren identifizieren vier verschiedene Nachbarschaftsmuster, die parallel nebeneinander bestehen: 1) die ›reduzierte‹ Nachbarschaft, 2) die ›konsumierende‹ Nachbarschaft, 3) die ›traditionale‹ Nachbarschaft und 4) die ›post-traditionale‹ Nachbarschaft. Während die ersten beiden Typen kaum nachbarschaftliche Kontakte anstreben, zeichnen sich die beiden letzteren durch aktive Vergemeinschaftungen in Siedlung und Quartier aus. Mit der Typisierung der ›reduzierten‹ Nachbarschaft, charakterisieren die Autoren ein Verhalten, das mehrheitlich durch den Rückzug ins Private, den Wunsch nach Anonymität, der Scheu an Kommunikation oder dem Desinteresse an verlässlichen Beziehungsstrukturen im Wohnumfeld bestimmt ist. Für die ›konsumierende‹ Nachbarschaft besteht zwar ein Interesse an Aktivitäten im Wohnumfeld, und dementsprechende Angebote werden auch genutzt, ohne jedoch eine aktive oder engagierte Rolle einzunehmen. ›Traditionale‹ Nachbarschaftsmuster zeichnen sich gemäß den ForscherInnen insbesondere durch direkten Austausch, gegenseitige Unterstützung und Hilfsbereitschaft, eine gewisse Verbindlichkeit sowie Klatsch und wechselseitig bestehende Wissensbestände übereinander aus. Dazu gehören zudem soziale Normierungen und Abgrenzungsmechanismen gegenüber anderen Bewohnerinnen und Bewohnern. Die ›post-traditionalen‹ Nachbarschaften sind im Unterschied zu den ›Traditionalen‹ flexibler, unverbindlicher, toleranter gegenüber verschiedenen Lebensstilen sowie freier von sozialen Erwartungen und Zwängen. Aufgrund der Offenheit und Ungezwungenheit ist dieser neue Nachbarschaftstypus hingegen relativ instabil und fragil (Menzl et al. 2011, 62f; 88; 101).

In der Studie werden diese unterschiedlichen Einstellungen zur Nachbarschaft nach Zugehörigkeit zu sozialen Milieus und Lebenslage differenziert. Die ›traditionale‹ Nachbarschaft wird nach den Autoren mehrheitlich von einer ›bürgerlichen Mitte‹ und von SeniorInnen getragen. Bei jüngeren BewohnerInnen, insbesondere bei ›AufsteigerInnen‹, deren Prioritäten in der beruflichen Karriere liegen, sind ›desinteressierte‹ Nachbarschaftsmuster vorwiegend. Jüngere Familien leben demgegenüber mehrheitlich den ›konsumierenden‹ Nachbarschaftstyp. Die ›post-traditionalen‹ Nachbarschaften werden gemäß den Autoren insbesondere von Personen gelebt, die dem etablierten und dem liberal-intellektuellen Milieu zugeordnet werden können (ebd., 89f).³⁰

30 Die Autoren beziehen sich hier auf eine Differenzierung in Anlehnung an das Milieu-Modell der Sinus Trendforschung (vgl. <http://www.sinus-institut.de>). Es bleibt hingegen unklar, wie die von ihnen befragten Bewohner, in diese Gruppen eingeteilt worden sind.

Die Studie befasst sich schwerpunktmäßig mit der Frage, wie sich gesellschaftliche Veränderungsprozesse in Nachbarschaftsbeziehungen bemerkbar machen. Menzl betont, entgegen der in der Netzwerkforschung verbreiteten These, dass »der Trend hin zu Netzwerken nicht verbunden [ist] mit einem Bedeutungsverlust des Territorialen« (Menzl 2011, 102). Vielmehr stellt er fest, dass der lokale Kontext das verbindende Element der BewohnerInnen in der Hafencity ausmacht, der maßgeblich zur Vernetzung beiträgt und dazu führt, dass sich »äußerst stark ortsbezogene soziale Netzwerke« bilden (ebd., 102). Die Autoren untersuchen in diesem Zusammenhang explizit die Nachbarschaftsmuster in multilokalen Haushalten und kommen zum Schluss, dass »aktive Nachbarschaftsbeziehungen auch bei sehr ausgeprägter Multilokalität entstehen können« (Menzl et al. 2011, 64). Ein nicht zu unterschätzender Faktor hierzu ist die Identifikation mit dem Wohnort und insbesondere eine emotionale Ortsbindung (im Sinne von Reuber 1993, 116), die durch den in der Hafencity produzierten ›Bedeutungsüberschuss‹ weit verbreitet ist und beschleunigt wird (Menzl 2011, 102).

Bei der Betrachtung von Nachbarschaft als Netzwerk wird die Relevanz der Kommunikation besonders hoch gewichtet. Nachbarschaft wird bei Menzl auch als Kommunikationszusammenhang dargelegt, der mehr oder weniger formalisierte Formen annehmen kann (Menzl 2011, 99). Heute werden zum nachbarschaftlichen Austausch häufig auch Kommunikationsmittel wie Internet oder Mobiltelefone verwendet, die nicht an territoriale Strukturen gebunden sind. Neben der Benutzung digitaler Netzwerke sind aber Face-to-Face-Kontakte und konkrete lokale Bezugspunkte weiterhin grundlegend wichtig (ebd., 101). Analog zu der in der Netzwerkforschung verwendeten Unterscheidung von gerichteten und ungerichteten Netzwerken³¹ differenziert Menzl zwischen zwei nachbarschaftlichen Netzwerktypen: Zum einen Gruppierungen, die »als Zweckgemeinschaften zur Erreichung bestimmter Ziele gegründet wurden« (wie Siedlungs- oder Quartiervereine), und zum anderen Zusammenschlüsse, für die »die Vernetzung selbst das Ziel ist« (wie Nachbarschaftstreffs), wobei im Alltag oft eine Kombination der beiden Netzwerktypen vorkommt (ebd., 102). Aktive Freiwilligenarbeit in gerichteten Nachbarschaftsnetzwerken wird insbesondere von Personen geleistet, die über höhere Bildungsabschlüsse und sozio-ökonomische Ressourcen verfügen und die auch über die Nachbarschaft hinaus breit vernetzt sind.

Das Konzept des sozialen Netzwerks hängt eng mit demjenigen des Sozialkapitals zusammen (vgl. etwa Putnam 2000, 19; Blokland/Savage 2008, 2f). Der Sozio-

31 Gerichtete Netzwerke beziehen sich auf sachliche, klar definierte Aufgaben und Ziele. Ungerichtete Netzwerke sind weniger formalistisch und zeichnen sich vielmehr durch intensive persönliche Bezüge und hohe Vertrauensbestände aus (Menzl 2011, 102 mit Bezug auf Diller 2002).

loge Mark Granovetter spricht von *the strength of weak ties* (Granovetter 1973), nach dem lose geknüpfte, schwache Verbindungen zwischen Menschen für die Aktivierung eines breiten Netzwerkes viel ergiebiger sind als enge Verbindungen. Dies wirkt sich – wie Häußermann und Siebel darlegen – auch auf die Potentiale der Netzwerkbildung im Nachbarschaftskontext aus. Sind doch »die Netze der Mittelschicht größer, heterogener und räumlich diffuser als die Netze der Unterschicht [...], [deren] Reichweite und Leistungsfähigkeit [...] in Quartieren, in denen sich eine Problem beladene Bevölkerung konzentriert, zusätzlich eingeschränkt [werden]« (Häußermann/Siebel 2004, 167, erg. EA). Heutige Nachbarschaftsnetze können in diesem Sinn als ›handlungsgenerierte Raumbezüge‹ (Werlen 1987) verstanden werden, die auch von den individuell einsetzbaren Ressourcen abhängig sind (Schnur 2012, 458).

1.3.6 Kontakte im Spannungsfeld von Nähe und Distanz

Wie neuere Studien verschiedentlich thematisieren, zeichnet sich der Nachbarschaftsbegriff gerade durch die ihm inhärenten Ambivalenzen aus. Der Kulturanthropologe Heinz Schilling schreibt dazu: »Nachbarschaft scheint das Paradigma schlechthin von einerseits und andererseits« (Schilling 1997, 11). Es handelt sich um ein Spannungsfeld, das zwischen Öffnung und Abgrenzung, Mein und Dein, Individuellem und Gemeinschaftlichem oszilliert, wobei es immer auch um das Aussterieren zwischen Nähe und Distanz geht (vgl. ebd.).

Die Bewertungen zur Bedeutung von Nähe und Distanz in nachbarschaftlichen Beziehungsstrukturen unterscheiden sich. Der Wert von Solidarität und gegenseitiger Hilfe im Alltag sowie der demokratische Anspruch nach gesellschaftlicher Partizipation bilden die Grundlage für die Aktivitäten von Gruppierungen und Personen, die sich für mehr Nähe und lebendige Nachbarschaften einsetzen – und die so auch die »Sehnsucht nach mehr Miteinander« (Eberle 2012) bedienen. Dazu gehören Interessensgruppen, Dienste zur Nachbarschaftshilfe sowie lokale Tauschbörsen, die sowohl im Rahmen von Bewohnerschaftsinitiativen entstehen als auch von kommunaler oder kirchlicher Sozial- und Quartierarbeit organisiert werden.³² Es geht meist um praktische, unbürokratische und begrenzte Gefälligkeiten und Unterstützungsleistungen in alltäglichen (Problem-)Situationen. Und es geht um das Wissen über das Sozialkapital in einem vorhandenen Nachbarschaftsnetzwerk (Reutlinger et al. 2010, 210). Mit Bezug auf das Sozialkapitalkonzept von Robert Putnam stehen insbesondere die Potentiale einer Nachbarschaft für integrative und

32 Dazu gehören auch Internet-Foren wie z.B. <http://www.nachbarschaftshilfe.ch> (vgl. Eberle 2012; Förderverein Nachbarschaftshilfe Zürich 2007).

solidarische soziale Netze im Vordergrund dieser Perspektive.³³ So wird etwa im *Cambridge Dictionary of Sociology* argumentiert:

»The level of social capital in a neighborhood is often related to factors such as stability, integration, trust, solidarity, and tolerance, which in turn are used to explain such things as differential economic growth or levels of crime between regions [...]. The argument is often circular in that evidence *for* and conditions *of* social capital in neighborhoods may be the same [Herv. i.O.].« (Rey 2006, 413)

›Gute‹ Nachbarschaften stellen eine einflussreiche Dimension bei der Bindung an einen Wohnort dar, da sie das Zugehörigkeitsgefühl und die Vertrautheit mit dem lokalen Umfeld über Kontakte mit Menschen, die dort leben, fördern (vgl. Reuber 1993, 116). Diese Beobachtung bildet die Basis für die Praxis von Quartier- und Gemeinwesenarbeit. Damit sollen gezielte Impulse gesetzt und eine aktive Planung und Steuerung übernommen werden, um die Teilhabe der Wohnbevölkerung zu fördern, lokale Vernetzungen zu erleichtern und Aushandlungs- sowie Veränderungsprozesse zu begleiten (vgl. Menzl 2011, 103). Letztlich geht es dabei immer auch um die Förderung von Sozialkapital sowie von tragenden Unterstützungs-Netzwerken vor Ort, um die sozialen Probleme abzuschwächen, die Partizipation der Bewohnerschaft zu stärken und sie näher zusammenzubringen (vgl. ausführlich Alisch 2001; Barandun 2012; Hinte 2001; Lüttringhaus 2004; Pierson 2008).

Andere Perspektiven betonen hingegen gerade die Relevanz von Distanz in Nachbarschaftsverhältnissen. Bereits Max Weber schrieb:

»So ist es doch klar, dass das Prinzip nicht nur der ephemeren Tramway- oder Eisenbahn- oder Hotelgemeinsamkeit, sondern auch der perennierenden Mietshaus-Gemeinsamkeit im ganzen eher auf Innehaltung möglichster *Distanz* trotz (oder auch gerade wegen) der physischen Nähe als auf das Gegenteil gerichtet ist und nur in Fällen gemeinsamer Gefahr mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein gewisses Mass von Gemeinschaftshandeln gezählt werden kann.« (Weber 1972 (1921/22), 216)

Da wir unsere NachbarInnen kaum je frei aussuchen können, ist es meist eine zufällig-erzwungene Nähe, die uns verbindet (vgl. Flade 2006 (1987), 81; Frisch 1953,

33 Der Politikwissenschaftler Robert Putnam hat die Sozialkapitalforschung grundlegend geprägt. In seiner Begriffsdefinition betont er die Dimension der Vernetztheit, der Normen und des Vertrauens (Putnam 1995, 67): »Social capital refers to connections among individuals – social networks and the norm of reciprocity and trustworthiness that arise from them.« (Putnam 2000, 19)

328).³⁴ Ein Zuviel an Nähe kann deshalb auch Angst vor dem »Zuviel einer unent- rinnbaren Wechselseitigkeit« (Schilling 1997, 11) auslösen. In diesem Sinn argumentiert auch Slavoj Zizek, dass das Eindringen des Fremden von nebenan unsere eigene Welt aus dem Gleichgewicht bringt und deshalb aggressive Reaktionen her- vorrufen kann (Zizek 2012, 48). Nachbarschaftskonflikte hängen meist auch mit Grenzverletzungen zusammen, mit störenden Impulsen, etwa Geräuschen oder Ge- rüchen, die in unsere eigene Sphäre eindringen (vgl. Reemtsma 2004). Konfliktpoten- tiale, die sich aus nachbarschaftlicher Nähe ergeben, werden auch in der Literatur thematisiert. Franz Kafka erzählt in seiner Kurzgeschichte *Der Nachbar* etwa von der Skepsis gegenüber dem Unbekannten nebenan, von dem durch die Ringhö- rigkeit der Wände ausgelösten Befangen im alltäglichen Handeln und von der Angst, dass sich das Handeln des Nachbarn gegen die eigenen Interessen richten könnte (vgl. Kafka 1970, 345f). Als anderes Beispiel sei Paul Watzlawicks *Ge- schichte mit dem Hammer* genannt, in der er beschreibt, wie Zweifel, Misstrauen und die imaginierte Unfreundlichkeit des Nachbarn durch Verweigerung einer Leihgabe letztlich nur unser eigenes Unglücklichsein fördern (vgl. Watzlawick 2011 (1983), 37).

Das Grundthema ist immer das Gleiche, und dies wird auch in den Sozialwissen- senschaften so thematisiert: Um unseren persönlichen eigenen Raum zu wahren und zu schützen, grenzen wir uns ab und verhalten uns gegenüber unseren NachbarInnen höflich-reserviert (vgl. Hall 1990 (1966)). Dient doch der Bezug auf Konven- tionen, ritualisierte und normierte Verhaltensweisen meist gerade der Vermeidung von Intimitäten (Bahrdt 1969, 104). In diesem Sinn ist »die wichtigste Norm gut- nachbarlichen Verhaltens [...] die Distanznorm« (Siebel 1997, 51). Nachbar- schaftskontakte sind deshalb, wie etwa Beate Engelhard darlegt, oft eher knapp und karg, informell, spontan oder von affektiver Neutralität bestimmt, wobei das Spek- trum an Minimalformen vom Übersehen oder einem kurzen Blick über Gruß-, Hör- und Gesprächskontakte bis hin zu rudimentären Formen gegenseitiger Hilfe reicht (Engelhard 1986, 58; vgl. auch Hengartner 1999, 285).

Nähe und Distanz stehen komplementär zueinander und es macht keinen Sinn, das eine über das andere zu gewichten. Es braucht vielmehr beides (vgl. Münker 2011, 194f). Roland Barthes spricht auch von der paradoxen Utopie einer »Verge- meinschaftung der Distanzen« (Barthes 2007, 42f) als idealer Lebensvorstellung,

34 So schrieb etwa Max Frisch 1953 nach seiner Rückkehr aus den USA: »Der Mieter- Nachbar ist eine zufällig-erzwungene Nachbarschaft, oft eine sehr flüchtige Nachbar- schaft, und meistens wäre es kein menschlicher Verlust, wenn ich diesem Nachbarn nicht in die Küche oder die Loggia sähe. Die Nachbarschaften, die ich brauche, sind die gei- stig-menschlichen, nicht die Wohn-Nachbarschaften.« (Frisch 1953, 328)

sowohl seinem eigenen Rhythmus zu folgen als auch in einer gewissen Struktur miteinander verbunden zu sein.

Auf die alltagspraktische Ebene der Nachbarschaft heruntergebrochen, geht es bei der Frage nach dem *Wie* eines ›guten‹ nachbarschaftlichen Zusammenlebens immer auch darum, das Gleichgewicht zu finden zwischen Begegnung und Rückzug. In diesem Sinn schreibt Heinz Schilling treffend:

»Die Idealnachbarschaft besteht in unserer Gesellschaft offenbar aus Menschen, die füreinander da sind, wenn es die Situation erfordert, sich aber ansonsten in Ruhe lassen. Eine Wertekombination. Solidarität, wenn es die Not gebietet. Frembleiben, wenn es die individuelle Verwirklichungsmöglichkeit erfordert« (Schilling 1997, 10f).

Eine solche »stille Vereinbarung einer Verbindlichkeit der Unverbindlichkeit« (ebd., 12) bedingt, dass aus Begegnungsmöglichkeiten kein Begegnungzwang werden darf (Schroer 2006, 245). Es geht um ein »Miteinanderzutunhabenkönnen von Menschen [...] aufgrund des gemeinsamen Raums, den diese Menschen miteinander teilen« (Schilling 1997, 10). Der Kulturwissenschaftler Thomas Hengartner schlägt deshalb vor, Nachbarschaft weder einfach »an strukturelle Vorgaben gebundene Gemeinschaftlichkeit noch (als) reiner Möglichkeitsraum« (Hengartner 1999, 287), sondern als »soziale Organisation von Nähe« zu verstehen (vgl. auch Klös 1997, 18). Von grundlegender Bedeutung dabei ist es, eine Wohn- und Lebenssituation zu schaffen, die Sicherheit vermittelt, was kollektiv geteilte Regelungen erforderlich macht (ebd., 24f). Mit Bezug auf relationale Raumvorstellungen,³⁵ geraten dabei die Herstellungsprozesse von Nachbarschaften in den Blick oder anders gesagt, »das alltägliche Nachbarschaften-Machen« (Reutlinger et al. 2015, 245). Indem der Nachbarschaftsbegriff in den Plural gesetzt wird, kann nach Reutlinger et al. auch »die Vielzahl unterschiedlicher Nachbarschaften, die alltäglich hergestellt werden«, konzeptionell besser erfasst werden (ebd., 244).

1.4 NACHBARSCHAFTEN IN GROSSSTRUKTUREN

Bei einer genaueren Betrachtung der Herstellung von Nachbarschaften müssen immer auch die Strukturen und der spezifische Kontext berücksichtigt werden, die das Handeln beeinflussen (Reutlinger et al. 2015, 245). Es gehört zur Geschichte des Konzepts, dass großmaßstäbliche Strukturen immer wieder als Herausforderung oder gar als Bedrohung für Nachbarschaften wahrgenommen und dargelegt wurden. So gingen die Anfänge der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Nachbar-

35 Vgl. ausführlicher Kap. I 2.1

schaften um 1900 mit der Annahme einher, dass nachbarschaftliche Lebenswelten in der Großstadt vom Verschwinden bedroht seien. Dies wurde gerade in den 1960er- und 1970er-Jahren vielfach empirisch widerlegt. Nachbarschaft sei in größeren und dichteren urbanen Strukturen keineswegs verschwunden, sondern habe sich einfach verändert und habe teilweise neue Ausprägungen angenommen (vgl. etwa Hamm 1973, 57; Engelhard 1986, 65). In ähnlichem Sinn wird gegenwärtig wieder mit empirischen Evidenzen argumentiert, dass lokale Bezüge und Nachbarschaftsbeziehungen – trotz der Erweiterung und teilweise Auflösung der räumlich-lokalen Maßstäbe durch Internet und globale Netzwerke – im Alltag nach wie vor relevant sind (vgl. u.a. Kennedy 2010, 144ff).

Immer wieder diskutiert wurde auch die Frage, ob und inwiefern die Bebauungsstrukturen die räumlichen Beziehungsmuster beeinflussen. Generell wird dargelegt: Je dichter die Bebauung ist, desto enger wird definiert, wer zu den Nachbarn zählt. Während sich in Ein- und Zweifamilienhauszonen der nachbarschaftliche Kontaktraum oft über die Grenzen des Hauses auf eine ganze Straße oder ein Viertel erstreckt, wird dieser in dichteren Überbauungen meist nur auf einen Hauseingang oder eine Etage bezogen (vgl. Hamm 1973, 98; Klös 1997, 14ff; Vierecke 1972, 25ff). Von Bedeutung für die Ausgestaltung von Nachbarschaft scheint aber weniger die Größe der Bebauung zu sein, sondern vielmehr die geteilten halböffentlichen Räume und Zwischenräume wie gemeinsame Höfe, Hauseingänge, Flure, Vorgärten, Wege, Gemeinschaftsräume, Spileinrichtungen oder Sitzgelegenheiten (vgl. Engelhard 1986, 58; Hengartner 1999, 285). Reutlinger et al. beobachten etwa in ihrer Studie in der Agglomeration Zürich, dass die unmittelbare Nachbarschaft gerade aufgrund dieser geteilten Siedlungsräume und -einrichtungen nach wie vor relevant ist, das Quartier aber meist ausgeblendet wird und vielmehr eine direkte Orientierung in die Stadt erfolgt (Reutlinger et al. 2010, 210; 229). Auch Menzl et al. legen für die Hafencity Hamburg dar, dass Nachbarschaft in Großstrukturen gelebt wird, insofern hierzu bauliche und soziale Infrastrukturen, Anreize und Fördermaßnahmen bestehen (Menzl et al. 2011, 103). Tendenziell gehen aktuelle Komfortstandards des Wohnens – wie Isolationsmaßnahmen, wohnungsinterne Waschmaschinen oder direkte Zugangswege von der Tiefgarage in die Wohnung – in eine andere Richtung und verringern gerade in dichten Strukturen die möglichen Kontaktzonen mit den NachbarInnen (vgl. Althaus 2013b). Es ist vor allem der genossenschaftliche und kommunale Wohnungsbau, der hier Gegensteuer geben will. Mit Bezug auf die Situation in Zürich legt Jan Capol die anspruchsvolle Anforderung an den zeitgenössischen gemeinnützigen Wohnungsbau dar (Copol 2000, 41). Um »Nachbarschaften zu bauen« sind nach Capol verschiedene Aspekte förderlich: Die Ausschreibung eines Architekturwettbewerbs, der zu einer qualitativ hochstehenden Siedlungsarchitektur beiträgt; die Verwendung von einfachen Materialien zugunsten der Integration von Gemeinschaftseinrichtungen; die Gestaltung einer kommunikativen Erschließung (Laubengang oder eines geräumigen Treppenhauses); eine

Flexibilität und innere Verschränkung der Wohnungsgrundrisse sowie die Schaffung von attraktiven Außenräumen mit Aufenthaltsqualitäten und einer Wohnumgebung, die sich um Nutzungsmischung bemüht (ebd., 41ff).

Explizit zu Nachbarschaften in Hochhausüberbauungen sind im deutschsprachigen Raum bislang nur wenige Studien durchgeführt worden. Meist finden sich spezifische Ausführungen bei Untersuchungen, die sich mit dem Wohnen in Großsiedlungen beschäftigen.³⁶ Diese gehen im Allgemeinen von zugeschriebenen Stereotypen wie der Anonymität, ›Vermassung‹ und Vereinzelung in dieser Bebauungsstruktur aus und setzen diesen differenzierte Forschungsergebnisse entgegen. Eine der ersten Untersuchungen hat Hanni Zahner 1963 mit einer Befragung von HochhausbewohnerInnen in Schweizer Städten durchgeführt. Damals war diese Wohnform noch etwas Neues und Ziel war es deshalb, den ideologisch gefärbten Vorurteilen Angaben aus Bewohnersicht entgegenzusetzen. Zahner stellte eine starke Bejahung des Wohnens im Hochhaus fest und betonte insbesondere auch die guten Nachbarschaftskontakte, die diese Wohnform ermögliche. ›Schwätzereien‹ und Streitigkeiten unter NachbarInnen kämen kaum vor, hingegen gebe es – sofern man dies suche – die Möglichkeit zu gegenseitiger Hilfe und Austausch (Zahner 1963, 284f; vgl. auch Herlyn 1970, 117).

Einen systematischen Beitrag zu den sozialen Auswirkungen des Hochhauswohnens hat etwas später Ulfert Herlyn in seiner Studie *Wohnen im Hochhaus* (1970) geleistet, mit einer Befragung in insgesamt 54 – seit den späten 1950er-Jahren neu gebauten – Wohnhochhäusern der Städte München, Stuttgart, Hamburg und Wolfsburg. Herlyns Argumentation geht von der empirisch gestützten Erkenntnis aus, dass eine gewisse soziale Distanziertheit unter NachbarInnen im Hochhaus gerade durch die räumliche Nähe hervorgerufen wird und dem Schutz der Privatsphäre dient. Distanz gehört deshalb zur Eigengesetzlichkeit nachbarschaftlicher Kommunikation und wird von den BewohnerInnen größtenteils positiv bewertet (Herlyn 1970, 144f). So schreibt er: »Die meisten Hausbewohner drängen gerade auf die Unabhängigkeit und wollen kein normatives Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln« (ebd., 167). Eine gewisse Anonymität wird geschätzt, da sie auch zu einer Befreiung von der – den persönlichen Handlungsspielraum einschränkenden – sozialen Kontrolle führt und Streitereien zu vermeiden hilft, die oft gerade aus allzu großer Nähe hervorgehen (ebd., 163). Dies bedeutet jedoch nicht, dass im Hochhaus keine Nachbarschaftskontakte bestehen. Die Konvention alle bekannten BewohnerInnen zu grüßen, ist nach Herlyn auch im Hochhaus weit verbreitet (ebd., 148). Ebenso geben mehr als die Hälfte der Befragten seiner Studie an, sich regelmäßig mit NachbarInnen zu unterhalten, wobei gerade die Nutzung gemeinsamer Einrichtungen wie der Waschküche die Kommunikation fördere (ebd., 149ff). Kol-

36 Vgl. Kap. II 1.6.

lektivaktionen beschränken sich hingegen meist auf die Beteiligung an Unterschriftensammlungen zur Durchsetzung gemeinsamer Interessen (ebd., 153). Herlyn weist nach, dass gerade die einzelnen Stockwerke oft relativ intensive Kontaktzonen bilden, bei denen es auch häufig zu gegenseitigen nachbarschaftlichen Hilfeleistungen, teilweise auch zu Besuchskontakten kommt. Letztere werden aber meist auf ein bis zwei Parteien beschränkt. Der Grund für diese etagenbezogenen Interaktionen sieht Herlyn insbesondere in der Präsenz des Fahrstuhls (ebd., 155; 158).³⁷ Er unterscheidet die Etagenkontakte je nach bautechnischen Lösungen und kommt zum Schluss, dass gerade das Punkthochhaus mit vier oder sechs Wohnungen pro Etage eine optimale Größe aufweise, um auswählen zu können, mit wem man Kontakt aufnehmen und wen man lieber meiden wolle. Bei Laubenganghäusern mit mehr als acht Parteien sei diese Möglichkeit aufgrund der Anzahl der Haushalte schon beeinträchtigt. Bei nur zwei Parteien auf einem Stockwerk sieht der Autor hingegen die Gefahr, dass allzu leicht ein ›Zwangskontakt‹ entstehen könne (ebd., 156). Außerdem geht Herlyn auf die Rolle des Hauswarts für nachbarschaftliche Interaktionen ein. Dieser könne mittels Durchsetzung von Regelungen und Schlichtungspraktiken sowohl entlastend und konfliktlösend wirken, über die Normierung und Verbreitung von Klatsch und hausinternen Informationen aber auch soziale Kontrolle ausüben und zu ungewollten Distanzminderungen beitragen (ebd., 160ff; 169).

Während Herlyn wertvolle Informationen zu Hochhausnachbarschaften im Kontext ihrer Erstbelegung liefert, hat sich 27 Jahre später Nina Gollnick in der Studienarbeit *Nachbarschaft im Hochhausblock* zu der Hochhaussiedlung Neu-Kranichstein in Darmstadt mit Entwicklungen und Veränderungen seit der Entstehungszeit der Bauten auseinandergesetzt (Gollnick 1997, 283ff). Interessant an Gollnicks Studie ist, dass sie die Pluralität und Dynamik von Nachbarschaften in spezifischen Hochhausstrukturen zu erfassen versucht. Mit dem Vergleich von zwei verschiedenen Hochhäusern – an der Bartningstraße und am Pfannmüllerweg – legt sie anschaulich dar, dass sich je nach Eigentümer, Lage und sozialer Belegung ganz unterschiedliche Nachbarschaften herausgebildet haben. Das untersuchte sechzehnstöckige Punkthochhaus an der Bartningstraße wurde 1968 für Werkswohnungen der Deutschen Bundespost in der Nähe des Quartierzentrums errichtet. Da die meisten ErstmieterInnen als ehemalige Angestellte bei der Post in den Wohnungen geblieben sind, gibt es ein »fast geschlossenes System, in dem Kontrollinstanzen jede Abweichung wahrnehmen« (ebd., 289). Die Kontakte sind durch Höflichkeitsregeln – sich freundlich begegnen ohne sich aufzudrängen – bestimmt (ebd., 288). Es gibt

37 Herlyn attestiert dem Lift eine »eindeutig kommunikationshemmende« Wirkung, da die Fahrt im Fahrstuhl als »peinlich empfundene Zwangssituation« das »Treppenhaus als bevorzugte Stätte nachbarlicher Unterhaltung« nicht ersetzen könne (Herlyn 1970, 150).

ein hausinternes Nachbarschaftsfest und in der Aneignung des halböffentlichen Raums vor der Wohnungstür (Türdekoration, Schuhe, Möbelstücke) wird ein ähnlicher Repräsentationsstil gegen außen gepflegt (ebd., 290). Das 20-stöckige Hochhaus am Pfannmüllerweg ist zur selben Zeit von einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft errichtet worden und beherbergt bis zum Zeitpunkt der Studie ausschließlich Sozialwohnungen. Von der restlichen Siedlung durch eine große Durchgangsstraße abgetrennt und mit vorliegender Sondermüllanlage ausgestattet, begleitet das Hochhaus von Anfang an ein starkes Stigma (ebd., 291). Die materielle Armut verbindet die BewohnerInnen. Ansonsten ist eine große Heterogenität hinsichtlich Nationalitäten, Alter und Haushaltsformen auszumachen (ebd., 295f). Diebstähle im Haus, Vandalismus und die Vernachlässigung der Bausubstanz sind ein Thema, gemeinsame Einrichtungen wurden deshalb weitgehend abmontiert. Unter den meisten MieterInnen macht sich dies in Resignation, Misstrauen und einem sich Arrangieren – auch über den Rückzug in die eigene Wohnung – bemerkbar (ebd., 293f). Ebenfalls kommen teilweise gewaltsam ausgetragene Nachbarschaftskonflikte vor (ebd., 297). Gollnick beobachtet aber bei den Kindern, die hier aufwachsen, einen starken Zusammenhalt und Stolz auf ihren Wohnblock, die sie der Stigmatisierung von außen entgegensezten (ebd., 300f). Unter den Erwachsenen haben sich nach Gollnick verschiedene Kleingruppen – wie Müttergruppen, Alteingesessene, Russlanddeutsche, muslimische Frauen etc. – gebildet (ebd., 308, 315), die sich untereinander solidarisch verhalten, aufgrund der genannten Probleme hingegen keine gemeinsame Verantwortlichkeit für ihr Haus aufbringen können (ebd., 307). Während am Pfannmüllerweg also unterschiedliche Nachbarschaften nebeneinander bestehen, hat sich an der Bartningstraße eine Nachbarschaft in traditioneller Form mit starker gegenseitiger Kontrolle und Konformitätsdruck herausgebildet (ebd., 311). Aber auch hier scheinen sich mit der einsetzenden Neubelegung der frei werdenden Wohnungen im sozialen Wohnungsbau Veränderungen anzukündigen (ebd., 287).

In jüngeren Studien zu Großsiedlungen wird Nachbarschaft nur am Rande thematisiert³⁸. Für die Schweiz ist etwa die Untersuchung *Wohnort Großüberbauung* zum *Tscharnergut* in Bern zu nennen, die insbesondere auf das organisierte Siedlungsleben und die Rolle des Quartierzentrums fokussiert und darlegt, dass in einer Großüberbauung durchaus lebendige Nachbarschaften entstehen können (Bäschlin 2004, 59ff). In der Studie *Heimat Großsiedlung* zur *Gropiusstadt* in Berlin werden unter dem Stichwort ›Siedlungsleben‹ weniger die Ausgestaltung von Nachbarschaften, sondern mehr die sozialen Verhältnisse, die kulturelle Infrastruktur, die Quartierarbeit und der Aufbau von partizipativen Netzwerken diskutiert (vgl. Bielka/Beck 2012, 157ff).

38 Vgl. Kap. II 1.6.

1.5 NACHBARSCHAFTEN ALS FORSCHUNGSGEGENSTAND

Wer sich einen Überblick über die Nachbarschaftsforschung verschaffen will, merkt schnell, dass es keine einheitliche Theorie und nur wenige systematisierende Darstellungen gibt. Vielmehr erwartet einen ein Dickicht an Studien, die sich mit dem Nachbarschaftsbegriff auf unterschiedliche, theoriegeleitete oder praxisorientierte Art und Weise befassen. Es handelt sich um ein alltagspraktisches Thema, das nicht nur die soziale und kulturelle Dimension unseres Wohnens, sondern auch unseres Wohnumfelds – und damit auch Konstanz und Wandel von Siedlungen und Städten – anspricht. Der Nachbarschaftsbegriff bezieht sich sowohl auf eine stadträumliche Struktur als auch auf soziale Relationen und Vernetzungen von Menschen mit anderen, die in ihrer Nähe wohnen. Einige Ansätze legen den Fokus eher auf die räumlich-strukturelle, andere eher auf eine akteurzentrierte Perspektive. Analytisch betrachtet spielen die beiden Dimensionen aber immer zusammen. Es macht deshalb Sinn, bei der Erforschung von Nachbarschaften sowohl die Bedeutung der sozialräumlichen Kollektivzusammenhänge als auch den Umgang der Menschen untereinander zu betrachten und zusammenzudenken.

Aus der Begriffsgeschichte lässt sich außerdem lernen, wie wichtig es ist, sich über die normativen Setzungen, die dem Begriff inhärent sind, bewusst zu werden. Die Normativität des Begriffs hat Tradition: Seit den Anfängen wurde Nachbarschaft – durchaus auch im Rahmen der Kritik an Groß-(Stadt-)Strukturen – immer wieder in Zusammenhang mit Imaginationen von dörflicher Gemeinschaft gebracht, mit Solidarität, gegenseitiger Hilfe und Zusammenhalt. Diese Themen werden heute vor allem in Strömungen wie dem Kommunitarismus oder der *Commons-Bewegung* wieder aufgegriffen und neu interpretiert. Auch die Diskussion um die Gestaltung einer idealen bzw. qualitätsvollen Nachbarschaft, die beim stadtplanerischen Konzept der *neighborhood-unit* von Perry ausgearbeitet wurde und heute den *New Urbanism* Diskurs prägt, basiert auf diesem normativen Fundament; ebenso die in der Segregationsdebatte aufgenommene Problematisierung von benachteiligten Gegenden, die auch mit Überlegungen einhergehen, wie eine ausgeglichene und integrative »soziale Mischung« in der Nachbarschaft gefördert werden könne. Diese Bestrebungen scheinen aber dem Konzept nur gerecht zu werden, wenn sie die vielseitigen Ausgestaltungen und auch Ambivalenzen, die Nachbarschaften zugrunde liegen, ernst nehmen, und etwa neben der Nähe, auch die Bedeutung der Distanz in Nachbarschaftsverhältnissen berücksichtigen. Zu dieser Einsicht kommen auch Ansätze, die – wie es die KritikerInnen an den Planungsinstanzen in den 1960er-Jahren taten –, weniger herausarbeiten wollen, wie eine ideale Nachbarschaft aussehen soll, als vielmehr wie sich die Lebensrealitäten vor Ort denn konkret gestalten und was daraus gelernt werden kann. Ein derartiger Zugang wurde bereits in den

1920er-Jahren in den ethnografischen Forschungen der Chicagoer Soziologen angewandt und in den 1960er- und 1970er-Jahren von Forschungen, die urbane ›Subkulturen‹ und Lebenswelten untersuchten, wieder aufgenommen. Dazu gehören gerade auch Ansätze, die weniger die sozialräumlichen Strukturen als vielmehr die Bedeutung des sozialen Handelns und der nachbarschaftlichen Relationen bzw. Vernetzungen in den Vordergrund ihres Forschungsinteresses stellen. Eine solche Perspektive ermöglicht es, das Konzept nicht zu idealisieren, wird so doch relativ bald klar, dass nicht nur Solidarität und Gemeinschaftlichkeit sondern auch Stigmatisierungen und Konflikte Teil von nachbarschaftlichen Dynamiken sind.

Gegenwärtig ist die Frage wieder virulent, wie sich Nachbarschaften heute konkret ausgestalten und hergestellt werden, angesichts neuer Vernetzungsmöglichkeiten und aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen. Hier positioniert sich auch diese Forschungsarbeit: Der Blick in die Geschichte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Konzept macht deutlich, wie wichtig es ist, den generellen normativen Setzungen möglichst unvoreingenommene empirische Aussagen zu den Wirklichkeiten eines spezifischen lokalen Settings entgegenzusetzen. Auf diese Weise können die lebensweltlichen Handlungsbezüge sowie die diskursiven Zuschreibungen aus der Perspektive verschiedener Beteiligter aufgenommen und analysiert werden. Es zeigt sich auch, wie der Nachbarschaftsbegriff oft als Inbegriff des Kleinräumlichen diametral unterschiedlich zu Großstrukturen konzipiert worden ist. Zur Thematik von gelebten Nachbarschaften in Großwohngebäuden, die auch die Innenperspektiven einbezieht, gibt es deshalb bis heute nur wenig – für den schweizerischen Kontext kaum – Forschung. In diese Lücke springt diese Arbeit ein.